



## Lukas Vischer: Das heimliche Ja – Worte zum Sonntag

### 1. Ort und Zeitpunkt des Erscheinens

Das heimliche Ja. Worte zum Sonntag, Zürich 1987.

### 2. Historischer Zusammenhang

Das „Wort zum Sonntag“ ist ein allwöchentliches, kurzes Sendegefäss des Schweizer Fernsehens. Die Sprecher/innen nehmen im Anschluss an die Tagesschau vom Samstagabend aus kirchlicher Sicht Stellung zu aktuellen Themen und Ereignissen. Lukas Vischer war von 1980 - 1985 Sprecher des Wortes zum Sonntag. Es ging ihm um die Frage, was vom *Evangelium her* zu konkreten Zeitereignissen zu sagen ist und wie „Gottes tiefes heimliches Ja über, in und unter dem Nein“ (Martin Luther) zu einer Quelle der Ermutigung werden kann. Freilich blieb er auch von Anfeindungen nicht verschont. Besonders sein Votum zur Problematik des Exports von kriegstauglichen Pilatus-Flugzeugen (1985) löste so heftige Reaktionen aus, dass die oberste Leitung des Fernsehens fortan die Freiheit der Sprecher/innen einschränkte.

### 3. Inhalt

- Ein Tropfen auf den heissen Stein – konkretes Engagement gegen die Übermacht des Bösen
- Das Kreuz, Protest gegen die Folter - zum Tag der Menschenrechte
- Die Vision von Pfingsten – beim Abendmahl unter Kriegsgegnern und in einer Kinderzeichnung
- Radikale Liebe provoziert – quer durch alle Grenzen der Christenheit
- Das neue Lied vom Frieden – Reizwort oder Kernbotschaft für den Eidgenössischen Betttag?
- Dem Leben ein wenig mehr Sinn geben – zur geplanten Kürzung der Schweizer Entwicklungshilfe
- Der gebrochene Stab und das Lachen – zum Christophorus von Konrad Witz
- Aus dem Kreuz wachsen Zweige – Freundschaft mit Armenien in Zeiten armenischen Terrors
- Beten inmitten von Dämonen – in der Bildsprache Nyoman Darsanes aus Bali
- Leben vor dem Tod – Noah und der Zweig neuen Lebens
- Den Kreis nicht zu eng ziehen – 100 Jahre Heilsarmee und die Blindheit des reichen Mannes
- Ein lebendiger Brief werden – Gemeinschaft aufbauen, die Grenzen durchbricht
- Ein neuer Trieb am alten Baum – zur Schweizerischen Evangelischen Synode
- Aus Raupen werden Schmetterlinge – Poesie aus der Gefängniszelle von Kao Chun-Ming in Taiwan
- Seinen Schatten auf Jesus werfen – zum Hundertguldenblatt von Rembrandt
- Freiheit für wen? – Unabhängigkeit im Stau? Oder für andere?
- Mitten im Tod sind wir vom Leben umfassen – eine Osterbotschaft
- Politik ohne Evangelium – zum Export von Pilatus-Flugzeugen in Krisen- und Kampfgebiete
- Die Stimme des Evangeliums unterdrücken – zur Verhaftung des Präsidenten des Reformierten Weltbundes im Südafrika der Apartheid
- Gottes-Vorstellung – am Kreuz Jesu
- Gottes Ja über, in und unter dem Nein – eine Ermutigung zur Umkehr des Herzens im Advent.

Lukas Vischer

# Das heimliche **Ja**

Worte zum Sonntag

Lukas Vischer

# Das heimliche Ja

Worte zum Sonntag

Vorwort von  
Madeleine und Hans Strub-Jaccoud

Jordan-Verlag

© 1987 Jordanverlag AG, Zürich  
ISBN 3-906561-16-X  
Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei, D-7630 Lahr

# Inhalt

Vorwort von Madeleine und Hans Strub-Jaccoud	7
Ein Tropfen auf den heißen Stein . . . . .	13
Das Kreuz – Protest gegen die Folter . . . . .	16
Die Vision von Pfingsten. . . . .	20
Radikale Liebe provoziert . . . . .	24
Das neue Lied vom Frieden . . . . .	27
Dem Leben ein wenig mehr Sinn geben . . . . .	30
Der gebrochene Stab und das Lachen . . . . .	33
Aus dem Kreuz wachsen Zweige . . . . .	38
Beten inmitten von Dämonen . . . . .	42
Leben vor dem Tod . . . . .	46
Den Kreis nicht zu eng ziehen . . . . .	50
Ein lebendiger Brief werden . . . . .	53
Ein neuer Trieb am alten Baum . . . . .	56
Aus Raupen werden Schmetterlinge. . . . .	59
Seinen Schatten auf Jesus werfen. . . . .	62
Freiheit für wen? . . . . .	66
Mitten im Tod sind wir vom Leben umfassen. . . . .	70
Politik ohne Evangelium. . . . .	73
Die Stimme des Evangeliums unterdrücken . . . . .	76
Gottes-Vorstellung . . . . .	79
Gottes Ja über, in und unter dem Nein. . . . .	82
Bilderverzeichnis . . . . .	86

## Vorwort

Das »Wort zum Sonntag« lebt von dem, was der Sprecher (oder die Sprecherin) sagt, wie er es sagt und wie er dabei aussieht. Alles zusammen gibt den Eindruck, den ein solches »Wort« vermittelt. Es ist deshalb keineswegs unproblematisch, am Fernsehen vorgetragene »Worte« in Buchform zu veröffentlichen. Zwei der drei bestimmenden Elemente fallen weg. Was bleibt, ist ein Text, eine Schreibe, die eigentlich eine Rede ist. Lukas Vischer ist von mehreren Seiten, auch aus den Kreisen in der Schweizerischen Evangelischen Synode, gebeten worden, seine »Worte zum Sonntag«, die über einen Zeitraum von fünf Jahren hinweg entstanden sind, herauszugeben. Wir wissen, daß er nur zögernd diesem Wunsch nachgekommen ist.

Dennoch: Zumindest der Versuch lohnt sich! Was zuerst in die Augen springt, ist, daß die »Worte«, auch wenn sie alle auf konkrete Ereignisse ihrer Zeit Bezug nehmen, nach wie vor aktuell sind. Das ist erstaunlich: Der Autor entwarf sie seinerzeit wirklich für den Augenblick, nicht für die »Ewigkeit«. Er wollte nicht allgemeingültige Aussagen machen. Im Gegenteil: Auf jeder Seite wird deutlich, daß es darum geht, zu Ereignissen oder Sachverhalten, die gerade in der öffentlichen Diskussion sind, konkrete Aussagen zu machen.

Diese Aussagen bringen einen weiteren Gesichtspunkt

in das politische Tagesgespräch. Ohne Zurückhaltung läßt er sich als »evangelischer« bezeichnen. Das heißt: Der engagierte Theologe weist auf Zusammenhänge hin, die in der laufenden Debatte vergessen gingen, zu kurz kommen, zu wenig Gewicht haben. Es sind nicht Gesichtspunkte einer Interessengruppe, es sind Gesichtspunkte, die zu sagen den dem Evangelium verpflichteten Theologen drängt. Die gesagt werden »müssen«. Sie sind nicht einer in die Kontroverse involvierten Partei verpflichtet, und sind dennoch nicht unparteilich. Sie bringen »Gottes Partei« ins Gespräch, im wahrsten Sinne.

Diese Gesichtspunkte werden nicht abstrakt-theoretisch, sozusagen »intellektuell« eingebracht, sondern konkret. Handfest. Gewissermaßen mit Namen und Vornamen. Auf einen ersten Blick mag das polarisierend wirken. Das aber ist notwendig, wenn der neue Gesichtspunkt wirklich miteinbezogen werden soll. Denn erst, wenn alle am Gespräch Beteiligten klar ihr »Gesicht« zu erkennen gegeben haben, kann eine echte Auseinandersetzung, ein Aufeinandereingehen, stattfinden. Und erst dann ist eine Annäherung von Standpunkten, eine Veränderung von Meinungen überhaupt möglich. Erst dann ist auch Versöhnung möglich. Versöhnung ist keine Himbeersauce, die über schwierige Sachverhalte gegossen wird (und letztlich immer nur dem Stärkeren zugutekommt!), sondern ein Prozeß durch einen offenen Streit hindurch, in dem eines klar feststeht: Es geht nicht darum, eine andere Position ins Unrecht zu versetzen

oder gar, was zunehmend mehr zu beobachten ist, auszumerzen, sondern in Bewegung zu versetzen. Erst so aber kann wirklich ein Weg zurückgelegt werden – vielleicht sogar ein gemeinsamer.

Diese hier gesammelten »Worte zum Sonntag« sind Beispiele für solche Versuche. Sie haben nicht nur eitel Freude ausgelöst. Nein, mehr als einmal entbrannte ein offener Streit um sie. Es gab »Maßnahmen«, Vorvisionen der Texte, das deutschschweizerische Fernsehen domestizierte allzu frei geäußerte Meinungen. Man wollte nicht »unnötig Zuschauer/innen verärgern«, ihnen das nachfolgende Samstagabend-Unterhaltungsprogramm vergällen. Es ist eigenartig, aber durchaus ein Spiegel unserer Zeit: Wer im Geiste evangelischer Freiheit sich zu Worte meldet, muß riskieren, in seinen Äußerungen beschnitten zu werden. Wer im Namen einer politischen oder einer ökonomischen Gruppe eine Meinung vertritt, unterliegt der gleichen peinlichen Beobachtung nicht. Denn, so sagt oder denkt man, wer im Dienste der Kirche steht – und das tun die Sprecher/innen der »Worte zum Sonntag«, ist gehalten, für *alle* zu sprechen. Daß das eine gefährliche, weil anpasserische Prämisse ist, liegt auf der Hand, wird aber in Kauf genommen. Auch um den Preis der Wahrheit . . .

Wahrheit: Die »Worte zum Sonntag« von Lukas Vischer nehmen nicht für sich in Anspruch, »Wahrheiten« zu verkünden. Aber dennoch bringen sie mehr als bloße theologische und politische »Richtigkeiten« zu den Zuschauer/innen, Leser/innen. Es sind mehr als persönliche

Kommentare eines wachen und klugen Zeitgenossen. Es sind Versuche, einem (nicht selbstgewählten) Auftrag treu zu sein und das zu sagen, was zu sagen not tut. Um den Preis von Anfeindung, nicht beabsichtigten Interpretationen, Mißverständnissen, Unterstellungen. In diesem Sinne weisen die »Worte« immer über den Autor hinaus. Und eben auch über die Zeit, in der sie entstanden sind. Klare, präzise, zeitbezogene und am Evangelium orientierte Gedanken bekommen so eine weitere Wirkung, eine auch, die nach Jahren immer noch interessant zu lesen ist, Anregung bietet, zur Besinnung ruft.

Und schließlich: Weil die »Worte« von einer unumstößlichen Hoffnung getragen sind, vom Glauben an die Liebe Gottes zu allen Menschen und *aller* Kreatur, vom Vertrauen in den Bund Gottes für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, durch alle dunklen Zeiten hindurch und sie transzendierend – deshalb enthalten sie stets Ermutigung, vermitteln sie denen, die hinhören, Hoffnung. Deshalb lohnt es sich, sie zu lesen.

Lukas Vischer ist ein Theologe der Gegenwart – im doppelten Sinn des Begriffs. Er besitzt einen seltenen Weitblick und einen ebenso seltenen Tiefblick. Sein jahrzehntelanges ökumenisches Engagement hat ihn geprägt, die unzähligen Begegnungen auch mit Menschen, die leiden. Er spricht seine »Worte« nicht vom Schreibtisch aus, sondern aus dem eigenen Miterleben, Mitfühlen und Mit-Leiden heraus. Das spürt man ihnen an. Da

springt ein Funke über auf die Hörer und Leser, nimmt mit, spornt an zu eigenem Engagement. Wir wünschen dem Buch, daß ihm das bei vielen Menschen wieder und wieder gelinge!

Männedorf, Mitte März 1987

Madeleine und Hans Strub-Jaccoud

## Ein Tropfen auf den heißen Stein

Man kann ja doch nichts ändern – und weil man nichts ändern kann, ist es am besten, sich schon gar nicht aufzuregen.

Aber wie soll man sich nicht aufregen, wenn das Unrecht seinen Weg hat und die Ungerechtigkeit siegt?

Wie soll es einen nicht umtreiben, wenn in New York an den Verhandlungen zwischen reichen und armen Nationen die Vertreter der reichen Nationen die Freiheit nicht finden zu Angeboten, die an der Armut und dem Hunger in der Welt etwas ändern würden?

Wie sollen wir ruhig bleiben, wenn sich die tödliche Schlinge der Aufrüstung mehr und mehr um die Welt zusammenzieht?

Wie soll einen nicht ein Stück Zorn ankommen, wenn sie vorne an der Kreuzung wieder drei große alte Bäume fällen, nur weil man es angeblich Autofahrern nicht zumuten kann, wegen der Unübersichtlichkeit der Straße ihre Geschwindigkeit für einen Augenblick zu reduzieren?

Es wäre natürlich gescheiter, auf Erregung zu verzichten. Wenn man es doch nicht ändern kann, wie einem jeder vernünftige Mensch sagt. Es wäre besser, die großen Fragen auszuschalten und sich auf eine Insel zurückzuziehen, eine kleine Insel in dem Ozean der Ungerechtigkeit, einen kleinen Garten mit einem schützenden

Zaun. Aber das geht ja auch nicht. Denn was wäre das für ein Leben? Es würde zwar die Nerven schonen. Aber es hätte zugleich seinen tiefsten Wert verloren, und zwar aus dem einfachen Grund, daß ihm die Sorge für andere abhanden gekommen wäre. Es wäre öde, weil es um sich selbst kreist, und in einer Gesellschaft, die aus solchen Inseln besteht, sitzt der Tod, weil es eine Gesellschaft ist, die ihr Gewissen unterdrückt und bricht.

Aber was läßt sich dann tun, das sinnvoll ist? Es ist tatsächlich so, daß die Entwicklungen über uns hinweggehen. Es ist tatsächlich unmöglich, sie je in Griff zu bekommen. Woher also den Mut nehmen, aktiv zu werden? Woher den Atem nehmen, aktiv zu bleiben? Jesus hat in dieser Hinsicht etwas zu sagen, das in meinen Augen entscheidend ist. Er macht sich ja keine Illusionen über die Zukunft. Es ist bei ihm nichts zu finden von rosigen Worten über eine bessere Welt. Er zeigt aber, daß sich der Einsatz auch lohnt, wenn sich die Ungerechtigkeit nicht beseitigen läßt. Und zwar weil jeder Einsatz seinen Wert in sich selbst hat. Kein Grund, wegen der Übermacht des Bösen zynisch zu werden. Unabhängig davon, was es schließlich ausrichtet, bleibt jedes Engagement ein Zeichen, das Gott akzeptiert. Jesus kann darum sagen: Was ihr für einen, der unter die Räder gekommen ist, getan habt, habt ihr mir getan. Und er kann den Satz auch umkehren: was ihr einem nicht getan habt, weil ihr glaubtet, es lohne sich nicht, habt ihr mir nicht getan.

Was ergibt sich daraus? Etwas Einfaches. Es ist wesentlich, daß wir an *einer* Stelle aktiv werden, an *einer*

Stelle des bedrohlichen Horizonts, der uns umgibt. Es kann eine Frage sein, die mit dem Gegensatz von reichen und armen Nationen zusammenhängt, der Kampf gegen die Folter, das Elend der Flüchtlinge oder im Rahmen des kommenden Jahres für die Behinderten der Kampf um eine Gesellschaft, in der die Behinderten ihren vollen Platz haben. Nicht an der ganzen Front, sondern an einer Stelle nicht Beobachter bleiben, sondern in den Kampf einsteigen. An dieser Stelle dann aber mit allen Konsequenzen, auch den politischen: sich informieren, wirkliche Kompetenz erwerben, sich mit andern zusammentun.

Ein Tropfen auf einen heißen Stein? Vielleicht. Vielleicht auch der Anfang einer Bewegung, die etwas in Gang bringt. Auf alle Fälle aber ein Zeichen, das die Hoffnung am Leben erhält.

6. September 1980

## Das Kreuz – Protest gegen die Folter

Am 10. Dezember ist der Tag der Menschenrechte. Im Blick darauf geht es mir heute abend um die Folter und die Fragen, die sie an unser Gewissen stellt.

Ich habe vor kurzem von einer jungen Frau gehört, einer Chilenin, die in Chile vor einigen Monaten von der Polizei heimlich verhaftet und während mehrerer Tage gefoltert worden ist. Nach Informationen, die Amnesty International zugegangen sind, wurde sie auf einen Metallrost gebunden und mit elektrischen Schocks behandelt, an den Beinen aufgehängt, man drückte brennende Zigaretten auf ihrer Haut aus. Ein Arzt stand daneben, um dafür zu sorgen, daß sie unter der Behandlung nicht starb. Die junge Frau heißt Inés Angélica Diaz Topia, Studentin, 25 Jahre alt. Wie vor einigen Tagen bekannt wurde, ist sie vor kurzem wieder freigelassen worden, weil ihr nichts Strafbares nachgewiesen werden konnte.

Wie kommt es, daß ein solches Vorkommnis nicht mehr Aufsehen erregt? Vielleicht weil Inés Diaz nur eine unter vielen ist. Es sollen in Chile allein seit dem 15. Juli dieses Jahres 2000 Personen verhaftet und viele von ihnen gefoltert worden sein. Und Chile ist nicht allein. Man rechnet heute in Ost und West mit 60 Ländern, in denen die Folter zur anerkannten, systematisch eingesetzten Methode geworden ist.

Wie kann es nur dazu kommen? Es sollte doch offen-

sichtlich sein, daß eine Gesellschaft, die die Folter anwendet, sich selbst zerstört, daß sie durch dieses Mittel nie mehr gewinnt, als sie verlieren wird. Das Böse hat viele Gesichter, die Folter ist aber ein besonders scheußliches Gesicht. Denn hier wird der Mensch in besonderer Weise zur bloßen Sache erniedrigt. Und ich denke oft, was für ein Elend es sein muß, zu den Folterknechten zu gehören, in vielen Fällen sicher arme Kerle, die zu diesem Métier genötigt werden und für ihr Leben ein gebrochenes Gewissen haben.

Es gibt Gott sei Dank Kräfte, die für einen Aufstand des Gewissens gegen die Folter kämpfen. Da sind diejenigen, die für eine internationale Konvention gegen die Folter kämpfen und auch die Unterstützung der schweizerischen Regierung haben. Da ist Amnesty International und seit einiger Zeit auch die ACAT, die Aktion der Christen für die Abschaffung der Folter, alles Kräfte, die es nicht zulassen wollen, daß sich die Welt an die Folter zu gewöhnen beginnt, daß man auch bei uns zu sagen beginnt: was geht es uns an, solange es nur nicht bei uns geschieht. Was sind da schon Grenzen? Im Grunde leben wir in *einer* Welt.

Das christliche Gewissen hat besonderen Anlaß, an diesem Aufstand teilzunehmen. Denn Jesus, der im Mittelpunkt unseres Glaubens steht, ist selbst gefoltert worden, man hat ihn gezeißelt, man hat ihn mit Dornen geschunden und gekreuzigt.

Ein anderer Chilene hat im Gefängnis eine eindrucksvolle Zeichnung gemacht, die auf irgendwelchen Wegen



herausgekommen ist. Er hat Christus als den Inbegriff des Gefolterten dargestellt, Christus, um den sich wie eine Schlange der Stacheldraht der modernen Konzentrationslager zieht. Als Jesus verurteilt wurde, hat eine Menge geschrien: Kreuzige ihn! Das waren die, die gerade auf der Straße waren. Andere sind wahrscheinlich in den Häusern geblieben, um von dieser makabren Geschichte nichts sehen und hören zu müssen. Wenn es nur nicht in ihrem Umkreis geschieht. Wer sich aber mit diesem Gefolterten auf dem Kreuz einmal eingelassen hat, kann gar nichts anderes, als aus dieser schreienden oder schweigenden Menge austreten. Er muß sich gegen die Folter auflehnen. Jedes Kreuz, das irgendwo in einer Kirche angebracht ist, ist im Grunde nichts anderes als ein lauter Protest gegen die Folter und die Erinnerung an uns alle, daß wir bei diesem Protest dabei sein sollen.

Zum Menschenrechtstag, 10. Dezember 1980

## Die Vision von Pfingsten

Pfingsten – der Tag, an dem der Heilige Geist eine neue Gemeinschaft geschaffen hat. Jedesmal wenn Pfingsten gefeiert wird, kommt ein Erlebnis in mein Gedächtnis zurück, das sich vor genau 35 Jahren, also an Pfingsten 1946, in Basel zugetragen hat. Zum ersten Mal nach dem Ende des Krieges fand damals eine internationale Studentenkonferenz statt. Ungefähr 300 Jugendliche kamen zusammen aus Ländern, die ein wenig mehr als ein Jahr vorher noch Krieg geführt hatten. Eine merkwürdige Stimmung lag über dieser Tagung. Freude und gleichzeitig auch ein wenig Angst, wie diese erste Begegnung vor allem zwischen Franzosen und Deutschen ausgehen werde. Die ersten Tage gingen gut. Die Freude über die Wiederentdeckung dominierte. Aber am Samstag abend kam es zu einer Explosion. Es war nach dem Programm vorgesehen, am Sonntag ein gemeinsames Abendmahl zu feiern. Gemeinsam mit den Deutschen? sagte eine Gruppe von Franzosen. Gemeinsam mit den Deutschen? sagte vor allem eine Französin, den Deutschen, die meinen Vater erschossen haben? Man hat mir später erzählt, daß sie mit eigenen Augen hatte zusehen müssen, wie ihr Vater als Geisel erschossen wurde. Die Debatte ging bis tief in die Nacht hinein, und es war auch am Sonntag morgen noch unklar, was nun geschehen werde. Aber dann wurde das Abendmahl dennoch von allen gefeiert.

Ich sehe bis heute die Gesichter vor mir. Es war eine Stimmung wie nach einem nächtlichen Gewitter, wenn ein ganz klarer Morgen anbricht.

Ich nehme an, daß das erste Pfingstfest in Jerusalem etwas Ähnliches war. Es wird erzählt, daß der Heilige Geist die Jünger packte, daß sie anfangen, von Christus zu reden und Menschen aus verschiedenen Ländern verstanden, was sie zu sagen hatten, obwohl sie alle verschiedene Sprachen sprachen. Sie bildeten alle in jenem Augenblick eine neue, große Gemeinschaft. Die Grenzen, die Menschen voneinander trennen, waren für einen Augenblick wie aufgehoben. Die fundamentale Einheit, die unter allen Verschiedenheiten existiert, war sichtbar geworden.

Ein Kind, übrigens ein italienisches Kind, siebenjährig, hat in einer Zeichnung die Vision von Pfingsten zum Ausdruck gebracht, wie es auch zehn Prediger nicht besser könnten. Kinder können dies offenbar besser. Alle Menschen eine Familie; alle Rassen, schwarze, weiße, gelbe, vereinigt; Himmel, Mond, Sterne, die ganze Welt eine große Harmonie, eine Harmonie, die durch die Harmonie der Farben noch stärker gemacht wird.

Lohnt es sich nicht, für diese Vision zu kämpfen? Lohnt es sich nicht, selbst ein ganzes Leben dafür einzusetzen? Denn es ist klar: man muß dafür kämpfen. Was damals am Pfingsttag aufgeleuchtet hat, ist nicht, was uns alle Tage vor Augen steht. Grenzen haben eine unheimliche Macht. Sogar in den Kirchen. Denken wir nur an die Grenzen zwischen Reformiert, Katholisch,



oder wie auch immer sich die verschiedenen Kirchen nennen. Ein Zustand, der in offensichtlichem Widerspruch zu dem steht, was Pfingsten sagt.

Aber es geht im Grund um noch mehr. Es reicht nicht, über die konfessionellen Zäune zu schauen. Es geht darum, eine Gemeinschaft zu bilden, die immer für ein Stückchen mehr Gemeinschaft kämpft. Gemeinschaft ist nicht ein Kreis, in dem es einem wohl ist. Gemeinschaft ist das auch. Aber die Gemeinschaft, die an Pfingsten entstanden ist, hat eine ansteckende Wirkung. Sie ist ein Kreis mit offenen Türen. Sie hat Raum für Menschen, die menschlich gesprochen nicht in sie passen. Sie kommt nur zustande, wenn wir über uns hinaus gehen, vor allem wenn wir bereit sind, fahren zu lassen, was von uns aus der Gemeinschaft im Wege steht. Das Recht, das wir zu haben glauben, auf Abneigung, vielleicht sogar Haß, die Bitterkeit, die gewachsen ist, in vielen Fällen auch die Angst vor den Menschen, die uns unsicher macht, und was man sonst noch aufzählen kann.

Ein so großer Durchbruch wie vor 35 Jahren in Basel kann nicht alle Tage vorkommen. Aber es ist immer möglich, daß eine Grenze, die festzustehen schien, unerwartet aufgebrochen wird. Und es ist darum wichtig, daß die Vision von Pfingsten in unseren Herzen feste Wurzeln faßt.

6. Juni 1981

## Radikale Liebe provoziert

Ich habe zwei gute Bekannte, engagierte Christen, der eine stammt aus Äthiopien, der andere aus Argentinien, die schon seit längerer Zeit in ihrem Land spurlos verschwunden sind. Sie werden vermutlich irgendwo in geheimer Haft gehalten oder sind vielleicht sogar umgebracht worden, nichts ist über ihr Verbleiben bekannt. Ich bin früher viel mit ihnen zusammen gewesen. Beide waren keine politischen Aktivisten, sondern einfach Menschen, die sich aus christlicher Verantwortung für Menschen einsetzten.

Und sie sind nicht die einzigen, denen es so geht. Hunderte in ganz verschiedenen Ländern in Ost und West bezahlen ihren Glauben und ihr christliches Engagement mit Gefängnis und manche auch mit dem Tod. Die Zeit, in der wir heute leben, ist eine Zeit, die den praktizierten Glauben an Christus besonders schlecht erträgt. Ich erinnere mich, wie man uns als Kindern von den römischen Kaisern erzählte, von Nero, der die Christen verfolgte und in der Arena Löwen auf sie hetzen ließ. Und wir dachten damals: wie schlimm diese vergangenen Zeiten waren! Aber im Grunde ist diese Vergangenheit gar nicht so vergangen! So viel sich geändert hat, der Widerstand gegen ein freies Zeugnis christlicher Liebe ist vielleicht subtiler, aber nicht anders geworden.

Ich nenne nur einige Beispiele. Dietrich Bonhoeffer,

von den Nazis im letzten Monat des Zweiten Weltkriegs erhängt, Martin Luther King, für seinen gewaltlosen Kampf für Gerechtigkeit mit Gewalt beseitigt, Erzbischof Janani Luwum, in Uganda unter Idi Amin, manche sagen, von Idi Amin mit eigener Hand ermordet. Erzbischof Romero, in Salvador von gedungenen Mördern am Altar erschossen. Und diese Liste ließe sich noch lange ausdehnen, mit bekannten, weniger bekannten und vor allem vielen, vielen fast unbekannt Namen. Offensichtlich eine Zeit, die den Glauben an Christus besonders schlecht erträgt.

Übrigens: Bonhoeffer war Lutheraner, King Baptist, Luwum Anglikaner, Romero Katholik. Es kann also nicht an der Kirche hängen, es muß am Glauben liegen, der allen gemeinsam ist. Es muß etwas in Christus stecken, das den Mächtigen dieser Welt ein Dorn im Auge ist, das sie provoziert und zum Widerstand reizt.

Was ist das aber? Ich denke, es ist ganz einfach die große Vision der Liebe, die so unerträglich ist. Alle, die ich aufgezählt habe, haben die Überzeugung gemeinsam, daß einzig ein Stück mehr Menschlichkeit das Leben lebenswert macht. Sie haben die Überzeugung gemeinsam, daß sich mit Macht und Machtdenken kein menschliches Problem, auch kein Problem in der Gesellschaft, lösen läßt und es sich darum lohnt, im Namen der Liebe gegen die Macht aufzustehen, wenn sie auf den Menschen, vor allem auf den schwachen Menschen keine Rücksicht nimmt. Sie haben auch die Überzeugung gemeinsam, daß die Macht nie das letzte Wort behalten

wird, ob es sich um brutale offene Macht oder um subtilere versteckte Macht handelt. Sie kann siegen und unterdrücken, sie wird aber so wenig wie irgend ein Baum in den Himmel wachsen. Es ist diese Freiheit der Liebe, die provoziert und zu Gegenmaßnahmen reizt, vom Kreuz angefangen bis zum heutigen Tag. Die Macht fühlt sich in Frage gestellt; sie hat Angst für die Autorität ihres Systems. Das war schon bei den römischen Kaisern so; sie lachten über die politische Harmlosigkeit der Christen und empfanden sie doch als politische Rebellen.

Wir saßen in einer Gruppe zusammen, als die Nachricht kam, daß Martin Luther King erschossen worden sei. Ich erinnere mich genau, daß einer spontan ausrief: Was für eine Schande, daß *wir* noch leben. Ich habe verstanden und auch mitempfunden, was er sagen wollte. Jedesmal wenn man mit einem radikalen Zeugnis der Freiheit konfrontiert wird, fühlt man sich beschämt. Die Frage, sonst so oft unterdrückt, steigt in einem auf, wie weit eigentlich die Vision der Liebe, die Vision, die provoziert, in uns selbst lebendig ist. Nicht daß wir überall dasselbe erleben müßten. Die Frage ist eher, wie weit wir an unserem Ort mit dem Kampf von Luwum oder von Romero und vor allem mit dem Kampf der weniger bekannten nicht nur in Worten, sondern wirklich solidarisch sind. Daran mißt sich in der Schweiz die Lebendigkeit der Kirche, ob sie wach ist, oder, wie noch nicht so lange jemand behauptet hat, auf ihrer sichern und seligen Insel eingeschlafen ist.

5. September 1981

## Das neue Lied vom Frieden

Warum ist es in der Schweiz so schwierig geworden, das Wort »Frieden« in den Mund zu nehmen? Fast jedesmal, wenn man bei uns über den Einsatz für den Frieden diskutiert, gerät man in kürzester Zeit in eine Sackgasse. Das Wort »Frieden« hat in den Augen vieler von vornherein eine politische Färbung, und alle, die das Wort in ihrem Namen tragen, seien es Männer oder »Frauen für den Frieden«, werden darum rasch als Linke angesehen oder als naive Idealisten, die sich, ohne es zu wissen, von einer fernen Linken an die Leine nehmen lassen. Und im Handumdrehen ist die Diskussion blockiert. Aus dem Austausch darüber, was man für den Frieden tun könnte, ist ein unfruchtbarer Stellungskrieg geworden.

Und dabei ist Friede doch eines der Worte, die in der Bibel ständig wiederkehren. Nicht ein- oder zweimal, sondern fast auf jeder Seite. »Friede auf Erden« singen die Engel bei der Geburt Jesu, »Friede sei mit euch« sagt Jesus, wie er als Auferstandener zu den Jüngern zurückkehrt. Es ist darum doch eigentlich seltsam, daß das Wort »Frieden« fast zum Fremdwort hat werden können.

Ja schon, heißt es dann, aber Jesus hat eben von einem ganz anderen Frieden geredet. Er hat doch selber gesagt: *Meinen* Frieden gebe ich euch, nicht wie diese Welt gibt, gebe ich euch. Sicher hat er das gesagt. Aber das heißt nicht, daß es ihm nur um den Frieden der Seele gegangen

wäre, daß ihm *diese* Welt gleichgültig gewesen wäre. Er will etwas ganz anderes sagen: Der Friede, den ich bringe, hat seine Grundlage in einer anderen Welt und sprengt darum alles, was Menschen, wo immer sie stehen, links oder rechts, sich als Frieden ausdenken. Nicht *von* dieser Welt, aber ganz sicher *für* diese Welt, *für* die Menschen, die sich gegenseitig zerstören.

Und es ist wahrhaftig genügend Grund vorhanden, darüber nachzudenken, was getan werden kann, um den Frieden zu erhalten.

Die Welt, in der wir leben, ist auf den Krieg vorbereitet, die Rüstung übersteigt alle Vorstellungen.

Der Aufmarsch der Armeen in den Manövern, die kürzlich in Ost und West stattgefunden haben, haben es zur Genüge gezeigt. Aber was im Grunde beunruhigender ist, ist das andere: Es ist auch der Zündstoff da, der imstande ist, die große Explosion auszulösen. Zündstoff in vielerlei Gestalt, die Konflikte, Ungerechtigkeit, Auflehnung gegen Ungerechtigkeit, Unterdrückung, die Verzweiflung und Haß ansammelt. Wir wissen es alle: Es gibt einen Punkt, an dem Gewalt sich nicht zurückhalten läßt und alle Dämme bricht. Und welchen Sinn hat es dann, zu klagen und nach mehr Ordnung zu rufen? Der Teufelskreis wird dadurch nicht aufgehoben.

Die Frage scheint mir darum nicht, wie das Wort »Frieden« tönt oder welche Färbung es hat. Die Frage scheint mir eher, was wir getan haben, um den großen Brand zu verhindern, was wir getan haben jenseits von linken Slogans und rechter Rechthaberei, um den Zünd-

stoff zu verringern; wie wir mit unserer Zeit, unserer Energie, unserem Geld umgegangen sind, um wenigstens an einer Stelle das weltweite Zusammenleben der Menschen zu erleichtern. Wir leben in einem kleinen Land. Aber das heißt nicht, daß uns keine Mittel zur Verfügung stehen; sie sind im Grunde größer, als wir denken. Reden wir darum nicht über den Frieden im allgemeinen, sondern stellen wir uns besser die Frage, ob wir genügend bei denen stehen, die Grund zur Auflehnung haben, bei den Hungernden, den Gefangenen, Gefolterten, bei der ganzen dunklen Unterseite der Menschheit.

Wir haben in unserer Sprache einen interessanten Ausdruck. Wenn eine negative Situation unverändert dieselbe bleibt und nicht besser werden will, sagen wir: es ist leider immer noch das alte Lied! Der Ausdruck kommt aus der Bibel, und zwar daher, daß mehrere Psalmen mit der Aufforderung anfangen »Singet dem Herrn ein neues Lied!« Ein neues Lied! Ein neues Lied vom Frieden statt den ausgeleierte Melodien. Ein neues Lied, das wäre nicht nur eine andere Melodie zu denselben Worten, sondern ein Lied, das ein Stück Freude und Freiheit bringt und von denen gehört werden kann, die im Nachteil sind. Wir feiern morgen den Eidgenössischen Betttag. Ob dieser Tag nicht dazu da ist, gemeinsam dieses Lied zu erfinden?

19. September 1981

## Dem Leben ein wenig mehr Sinn geben

In den letzten Wochen hat die Frage wieder einmal zu reden gegeben, wieviel die Schweizerische Eidgenossenschaft aus ihren öffentlichen Mitteln für die Hilfe an die Dritte Welt aufbringt. Wir wissen es alle: es ist verhältnismäßig wenig. Diesmal ist die alte Frage wieder in die Diskussion gekommen, weil der Bundesrat den Räten vorgeschlagen hat, die für das nächste Jahr endlich ein wenig erhöhte Summe um 18%, also um fast einen Fünftel, zu kürzen. Das Problem entsteht aber nicht erst mit dieser Sparmaßnahme. Das Unglückselige ist, daß die Schweiz, diese 18% hin oder her, für die Hilfe an die Dritte Welt weniger aufwendet als die meisten anderen reicheren Länder des Westens. Zum Beispiel dreimal weniger als Dänemark und sogar fast viermal weniger als Holland.

Was muß man davon halten?

Zunächst, denke ich, einfach dies: die Tatsache der Ungerechtigkeit, der Armut und des Hungers in der Welt ist uns in der Schweiz offenbar noch nicht so tief in die Glieder gefahren, daß wir nicht mehr davon loskämen. Und doch ist und bleibt diese Tatsache ein Skandal, an den wir uns eigentlich nicht gewöhnen dürften. Man kann natürlich allerlei Gründe herausfinden, um zu beweisen, daß die Situation doch nicht so schlimm sei oder unser Beitrag doch nicht so klein. Ich habe aber

noch nie ein Argument gehört, das nicht verzweifelt danach tönte, als müßte man sich mit einer Art von Eigenpropaganda ein besseres Gewissen verschaffen.

Ich sage das alles nicht, um Ihnen auf Weihnachten hin ein schlechtes Gewissen aufzureden. Ich habe noch in den Ohren, was mir jemand vor nicht allzulanger Zeit mit Vehemenz erklärt hat: Ich habe sie satt, die Reden gegen die Eigensucht der Schweizer; ich habe sie satt, die großen Augen der Hungerkinder, die für rührselige Plakate mißbraucht werden. Ich will gerne tun, was sinnvoll ist. Aber ich will mir nicht ständig an die Brust schlagen müssen. Und ich denke, daß in diesem Ausbruch etwas Gesundes und Richtiges steckt. Ein schlechtes Gewissen ist tatsächlich für niemanden ein Gewinn. Auch Jesus will nicht, daß wir mit einem moralischen Unbehagen oder sogar mit Skrupeln durchs Leben gehen. Er ist das absolute Ja zum Menschen, nicht ein ständig erhobener Zeigefinger. Es geht ihm darum, daß das Leben Sinn hat, daß es sich sinnvoll entfaltet. Nur, was heißt sinnvoll?

Ein Vertreter der dänischen Regierung hat kürzlich in Bern etwas gesagt, das mir Eindruck gemacht hat. Solidarität mit den armen Nationen ist darum so wichtig, weil sie dem Leben in Dänemark ein wenig mehr Sinn gibt. Ich habe das Gefühl, das sei in der Tat der entscheidende Punkt. Jedes Herz, jede Tür, jede Hand, die sich schließt – vor allem wie im Fall der 18% vor den ärmsten Nationen der Welt schließt – schadet natürlich den andern, ist aber schließlich vor allem ein Schnitt ins

eigene Fleisch. Wir meinen, daß wir dem eigenen Vorteil dienen, werden aber im Grunde einfach selbst ein Stück ärmer und einsamer. Das Leben hat nur Sinn, wenn es sich *zusammen* mit dem Leben anderer entfaltet.

Ich habe den Eindruck, daß viele in der Schweiz, ich denke, eine wachsende Zahl, diesen inneren Widerspruch empfinden. Er ist zu so etwas wie einer schleichenden Krankheit geworden. Es hat sich herumgesprochen, daß das Leben eine höhere Qualität haben könnte. Das Stichwort »Sein statt Haben« ist in jedermanns Mund. Und doch ist es schwierig, diesen Widerspruch zu durchbrechen. Das Gewicht der eingespielten, angeblich so vernünftigen Meinungen ist so stark, daß man selbst in seinem eigenen Herzen kaum dagegen aufkommt.

Die Weihnachtszeit hat angefangen. Ob es in dieser Zeit nicht in erster Linie darum gehen müßte, einander zu helfen, die Türen, die sich zu schließen drohen, offen zu halten? Einander helfen, sage ich. Denn ich glaube, daß keiner von uns mit dem Widerspruch allein fertig werden kann. Wir brauchen einander, wenn wir uns nicht im Kreise drehen wollen. Aber ich glaube an die Möglichkeit einer Gegenbewegung. Ich glaube, daß es auch für die Schweiz eine Befreiung gibt. Sie muß sich wahrscheinlich in konzentrischen Kreisen vollziehen. Türen sprengen in der nächsten Umgebung, in der weiteren Umgebung, aber dann sicher auch über die Grenzen des Landes hinaus.

5. Dezember 1981

## Der gebrochene Stab und das Lachen

Es gibt eine uralte Geschichte, eine Legende, von einem Menschen, der Christus mit Leib und Seele dienen wollte. Ich meine die Geschichte von Christophorus, auf deutsch von dem, der Christus auf seinen Schultern trug. Was ist die Geschichte? Ein junger Mensch, der sich in den Kopf setzte, so lange zu suchen, bis er den Stärksten und Besten gefunden habe, um das Leben in seinen Dienst zu stellen. Das ist das Erste, was mir an dieser Geschichte von jeher besonders gefallen hat: der Wille dieses Menschen, der sein Leben nur an das Höchste geben will, der es nicht für irgendein minderwertiges Ziel vergeuden will.

Es wird ihm auf allerlei Irrwegen klar, daß der Höchste, den er sucht, Christus ist. Er hat aber jetzt ein anderes Problem. Er weiß nicht, wo er ihn finden und wie er ihm dienen kann. Ein weiser alter Mann gibt ihm den Rat, er solle an einen Fluß gehen und dort den Reisenden an einer gefährlichen Stelle von einer Seite auf die andere helfen. Ein überraschender Rat: wenn er Christus finden will, soll er einen verhältnismäßig unscheinbaren Dienst für seine Mitmenschen tun. Das ist das Zweite, das mir an dieser Geschichte wichtig scheint.

Und dann steht eines schönen Tages ein Kind am Ufer und möchte auf die andere Seite. Und er nimmt es auf die Schultern und will es hinübertragen. Aber wie er – wie



gewohnt – ins Wasser steigt, wird das Kind schwerer und schwerer, schwer wie Blei, heißt es in der Legende. Und er merkt mit einem Mal, daß das Kind, das er auf seinen Schultern trägt, Christus selbst ist. Der Höchste, der, der die ganze Welt zusammenhält, offenbart sich ihm auf dem Weg durch den Fluß, auf dem Weg, den er Tag für Tag gegangen ist mit Menschen, die seine Hilfe wollten. Der Höchste erscheint im Ärmsten.

Die Geschichte von Christophorus ist Tausende von Malen dargestellt worden. Aber es fällt mir bei diesen Bildern etwas auf. Die meisten Maler stellen ihn dar als einen Helden, der das unerwartete Gewicht mit Leichtigkeit zu tragen versteht. Es gibt eine Ausnahme. Der Christophorus des Basler Malers aus dem 15. Jahrhundert – Konrad Witz. Da sieht man ihn, wie ihm das Gewicht zu schwer wird. Der Stab, auf den er sich stützt, knickt und zerbricht. Aber das Besondere dieses Bildes ist, daß Christophorus deswegen nicht erschreckt oder gar verzweifelt aussieht, sondern im Gegenteil gerade in diesem Augenblick eine große Heiterkeit ausstrahlt. Ein glückliches Lachen geht über sein Gesicht. Es ist, als ob er in diesem Augenblick, in dem er sich nicht mehr auf seinen eigenen Stab stützen kann, merken würde, daß eine andere Kraft am Werke ist.

Ich denke, daß Konrad Witz da etwas Wichtiges verstanden hat. Der gebrochene Stab und das Lachen gehören tatsächlich zusammen. Wir denken immer wieder, daß wir ohne den Stab nicht durch das reißende Wasser kommen werden, daß wir in der Strömung den



Halt verlieren werden. Aber wie oft sind die Stäbe, die uns im Laufe eines Jahres zerbrechen, das Signal dafür, daß Gott uns ein Stück näher kommen will, und aus der Tiefe heraus etwas Größeres im Wachsen ist als unsere kleine Existenz. Und so möchte ich Ihnen wünschen, daß das Lachen des Christophorus Sie in dieser Weihnachtszeit begleitet, in der es ja in besonderer Weise darum geht, zu entdecken, was das Kind am Ufer für uns bedeutet.

19. Dezember 1981

## Aus dem Kreuz wachsen Zweige

Auf Einladung der Evangelischen Kirchen in der Schweiz war in der vergangenen Woche eine markante kirchliche Persönlichkeit in der Schweiz zu Besuch. Sein Name: Karekin II, der Katholikos – oder Leiter – der armenischen Kirche im Libanon. Ein Armenier! Die Armenier haben im Augenblick in der Schweiz nicht die allerbeste Presse. Denn eine kleine, verschwindend kleine, aber radikale armenische Gruppe hat ja in den letzten beiden Jahren – niemand versteht ganz, was sie damit erreichen wollen – eine ganze Reihe von Attentaten und Bombenanschlägen verübt. Mehrere Städte – Genf, Lausanne, Bern und Zürich – waren davon betroffen. Es scheint mir nun aber wichtig (und das ist der Grund des Besuches), daß wir über diesen unsinnigen Akten das wahre Gesicht des armenischen Volkes nicht aus den Augen verlieren. Denn ich glaube, daß die alte Freundschaft zwischen der Schweiz und dem armenischen Volk nicht wegen des unvernünftigen Extremismus einer kleinen Gruppe in die Brüche gehen darf.

Warum ist gerade diese Freundschaft so wichtig? Wichtiger sogar als andere Freundschaften? Aus dem einfachen Grund, weil das armenische Volk vor noch nicht allzu langer Zeit das Opfer grauenhafter Verfolgungen gewesen ist. Es lebte in der Türkei, ist dort aber bis auf kleine Reste ausgerottet oder vertrieben worden. In

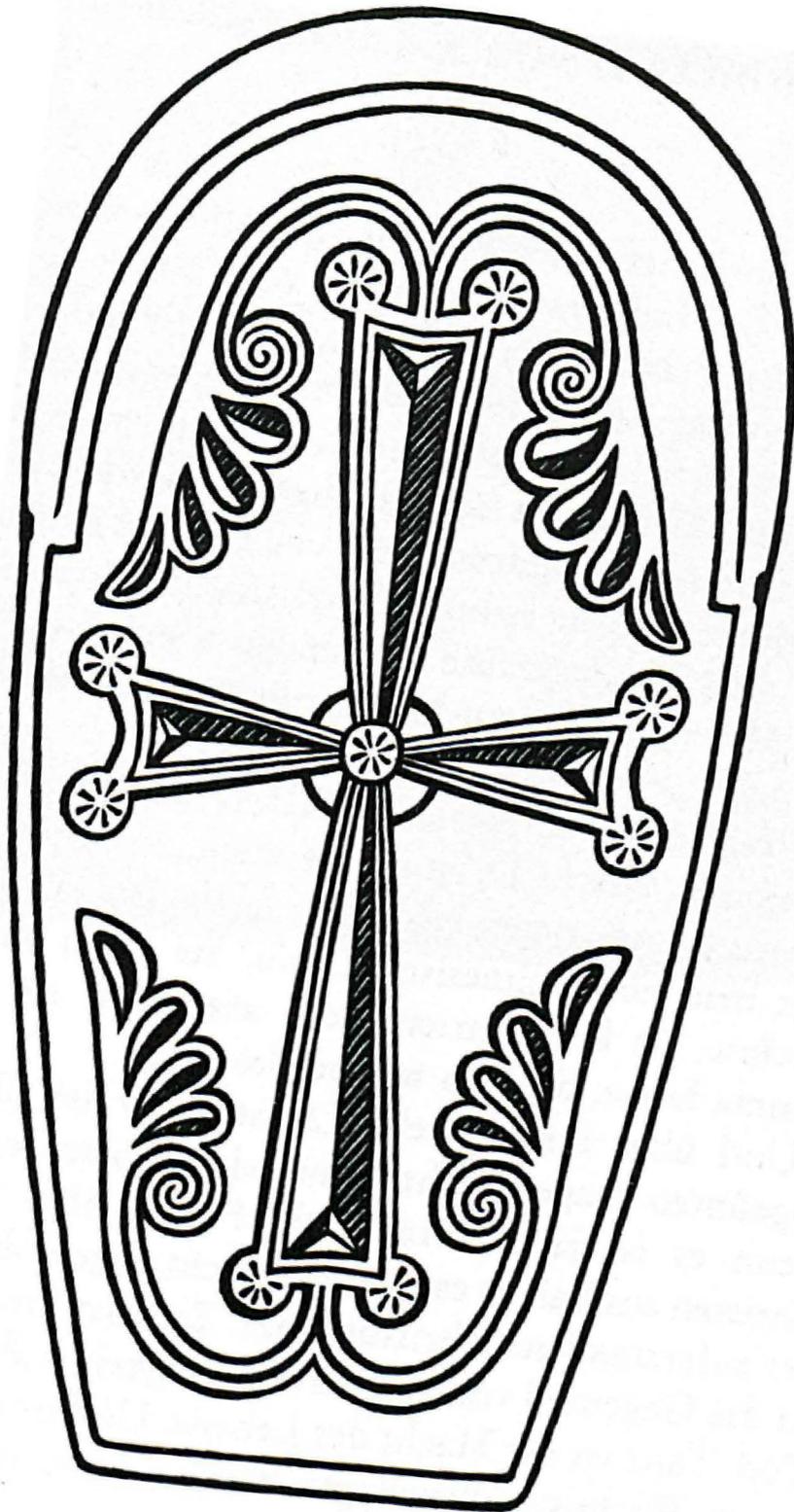
der Zeit des Ersten Weltkrieges sind 1 ½ Millionen Männer, Frauen, Kinder erbarmungslos massakriert worden. Dieser Völkermord ist über allem anderen, was seither geschehen ist, ein wenig in Vergessenheit geraten. Es gibt aber begreiflicherweise keinen Armenier, wo immer in der Welt er auch lebt, der sich nicht ständig daran erinnerte. Die Verfolgung hat damals in der Schweiz eine große Bewegung ausgelöst. Über 400 000 haben durch ihre Unterschrift den Bundesrat zu einer Intervention aufgefordert. Es war ihnen ganz einfach unfasslich, daß etwas Derartiges überhaupt möglich sei. Aber wir haben umlernen müssen. Nicht nur in der Türkei, sondern auch in Ländern christlicher Tradition sind seither Minderheiten auf ähnliche, wenn nicht grausamere Weise umgebracht worden: ich denke an den Zweiten Weltkrieg, die Juden in Auschwitz, die Zigeuner, die Serben in Kroatien, und wer sonst noch zu nennen ist. Die Verfolgung der Armenier ist also nicht etwa Ausnahme, sondern leider ein Beispiel. Es sitzt offenbar in jedem Volk, ja wahrscheinlich sogar in jedem Menschen, das tiefe Bedürfnis, sich einen Sündenbock zu suchen, dem er die Schuld für alles zuschieben kann, über das er selbst nicht Meister wird.

Die Freundschaft mit dem armenischen Volk ist so wichtig, weil sie den Blick dafür schärft, weil sie uns zum Bewußtsein bringt, wie verletzlich eine Minderheit ist, wie schnell – wenn es in einem Volk kriselt – sie zu einem Sündenbock werden kann, wie sich über Nacht die Meinung durchsetzen kann, sie sei an allem schuld, eine

Gefahr für die Sicherheit des Landes, überflüssig und müsse darum verschwinden.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß das Symbol, das den Armeniern am wichtigsten ist, ausgerechnet eine besondere Form des Kreuzes ist. Das Kreuz – das Zeichen für das Leiden Jesu Christi, der ja selber zum Sündenbock geworden ist für alles, mit dem die Menschen nicht fertig werden. Das armenische Kreuz hat aber etwas Besonderes. Aus dem Stamm des Kreuzes wachsen fast immer zwei Zweige – als Zeichen der Auferstehung und des neuen Lebens. Das Kreuz wird also verstanden als Zeichen der Hoffnung gegen alle Hoffnung. Ich denke, daß die Freundschaft mit den Armeniern uns die Gelegenheit gibt, über diesen Zusammenhang nachzudenken – das Leiden der Verfolgten hat einen Sinn, und wenn wir das Leiden der Verfolgten ernst nehmen, wächst daraus eine Hoffnung, die Hoffnung auf eine Welt, in der es keine Sündenböcke mehr geben muß, sondern in der die Völker, auch die ungeschützten Minderheiten, ohne Angst im Frieden leben können.

13. Februar 1982



## Beten inmitten von Dämonen

Kürzlich habe ich einen Künstler getroffen, einen Maler aus Bali in Indonesien, der im Augenblick in Bern ausstellt. Er heißt Nyoman Darsane. Er gehört der evangelischen Kirche von Bali an, einer kleinen Kirche mitten in einer Umgebung, die vom Hinduismus geprägt ist. Seine Bilder stellen fast alle Themen aus der Bibel dar. Sie sind darum so eindrücklich, weil er diese Themen mit so anderen Augen sieht als wir. Etwas Erfrischendes, wenn sich alte vertraute Geschichten unter der Hand eines Malers mit einem Mal verjüngen und neu zu uns sprechen.

Er hat mich eines seiner Bilder, auf Batik gemalt, mitnehmen lassen. Es ist ein Versuch, zu verstehen und zu zeigen, was Beten eigentlich heißt. Im Vordergrund sieht man eine balinesische Frau. Sie ist in sich selbst gekehrt. Sie konzentriert sich, wie wenn sie auf eine Stimme hörte, die von weither kommt.

Und über ihr schwebt Christus. Er ist für unsere ungeübten Augen nicht sofort als Christus erkennbar. Denn es ist ja eine tanzende Figur. Aber für einen Christen aus Bali ist es durchaus nicht ungewöhnlich, daß der auferstandene Christus tanzt. Tanz ist Freiheit. Tanz ist das Gegenteil von Schwere, Müdigkeit, Lähmung und Tod. Tanz ist die Macht des Lebens. Und ist damit nicht etwas Wichtiges ausgesagt? Während sie, ohne aufzu-



blicken, betet, entfaltet über ihr der auferstandene Herr seine unwiderstehliche Macht. Während sie sich konzentriert, wird es um sie hell. Es entsteht Raum, eine freie Straße, die von ihm zu ihr und von ihr zu ihm führt.

Allerdings, so frei die Straße ist, ist sie doch von allen Seiten bedroht. Es rumort links und rechts ein Heer von bösen Geistern. Auf der einen Seite ziehen sie sich zurück, verjagt von der Macht des tanzenden Christus. Auf der anderen Seite werden sie aber nur mit knapper Not in Schach gehalten. Ein ganzes Heer von unheimlichen Gestalten wartet darauf, in die freie Straße einzubrechen. Und das ist es doch genau. Ich höre so oft Leute sagen: Was soll ich beten! Das Leben wird dadurch nicht anders. Die Schwierigkeiten bleiben dieselben, und was ich in mir überwinden möchte, kommt immer wieder zurück – die Schwermut, die Angst, das Gefühl, niemand zu sein. Ob sie sich nicht etwas Falsches unter dem Gebet vorstellen? Das Gebet ist nicht ein Wundermittel, das alle Hindernisse wegfeigt. Das Gebet ist der Kontakt mit einer Quelle, die nährt; mit dem Wesentlichen; mit dem, was die Welt zusammenhält. Die Kräfte, die unser Leben lähmen, werden nie ausgerottet werden, aber sie können immer wieder von neuem an ihren Platz verwiesen werden. Die Straße kann immer wieder von neuem frei werden.

»Immer wieder« – das führt mich noch zu einer anderen Überlegung. Wenn wir immer wieder frei werden sollen, braucht es eine gewisse Regelmäßigkeit. Der Kontakt mit der Quelle muß gepflegt werden. Man muß

sich die Zeit nehmen, die nötig ist, um sich aus den eigenen Problemen zurückzuziehen. Auf dem Bild fällt mir auf, wie ruhig, fast unberührt, die Frau mitten in der unheimlichen Umgebung kniet. Sie schaut nicht einmal auf die Dämonen. Sie ist ausschließlich darauf ausgerichtet, die Bewegung des auferstandenen Christus in sich aufzunehmen. Sich so durchdringen zu lassen, ist nicht etwa verlorene Zeit. Tun wir es nicht, werden wir so leicht die Gefangenen unserer eigenen Probleme. Wir lösen sie nicht, sondern werden nur von ihnen im Kreise gedreht. Ein wenig innerer Abstand schafft Raum, Raum wenigstens für einen Schritt, vielleicht sogar einen tanzenden Schritt.

6. März 1982

## Leben vor dem Tod

Es ist in den letzten Jahren Mode geworden, die Hausmauern an den Straßen mit Sprüchen vollzuschmieren. Viele sind sinnlos und ohne Phantasie, so daß man allmählich schon ein wenig genug davon bekommen hat. Aber zwischendurch findet man doch auch Perlen. Da habe ich z. B. kürzlich an einer langen, öden Wand den Satz gelesen: Es gibt doch ein Leben *vor* dem Tod.

Ein erstaunlicher Spruch! Es gibt doch ein Leben *vor* dem Tod! Der Satz läuft gewöhnlich anders. Wenn das Gespräch auf das Sterben kommt und Zweifel geäußert werden, wie es nachher weitergeht, sagen viele: aber es gibt doch ein Leben *nach* dem Tod. Das Leben nach dem Tod ist eine Frage, die die Menschen mit Recht umtreibt; und ich glaube in der Tat, daß das Leben, weil es eine Gabe Gottes ist, mit dem Tod nicht untergeht. Der Tod ist ein Übergang.

Nur: Ich denke, daß die Frage des Lebens sich nicht erst da zu stellen anfängt, wo wir es mit der Grenze des Todes zu tun bekommen. Es geht auch für die, die an ein ewiges Leben glauben, zunächst einmal um das Leben *vor* dem Tod, darum, ob das Leben, das wir hier miteinander leben, wirklich Leben ist. Denn es ist gar nicht so offensichtlich, daß das wirkliche Leben ist. Wir leben noch nicht wirklich, wenn wir ein Herz haben, das mehr oder weniger regelmäßig schlägt, wenn wir atmen, essen, schlafen und am Morgen wieder aufstehen. Das

Leben, das Gott uns gegeben hat und ständig von neuem geben will, ist viel mehr als das – es ist Dankbarkeit, Freude, Liebe, Gemeinschaft.

Der Spruch »Es gibt doch ein Leben *vor* dem Tod« ist darum so etwas wie ein Bekenntnis. Es gibt ein erfülltes Leben. Es ist nicht nötig, daß wir die Hoffnung darauf aufgeben. Es sind zwar ständig Kräfte am Werke, die das Leben untergraben, aushöhlen, flach machen. Die Angst ist eine solche Kraft, die Traurigkeit über einen unwiederbringlichen Verlust, über eine verpaßte Gelegenheit, in vielen Fällen auch die Enttäuschung und der Haß. Und plötzlich merken wir, daß das Leben so schmal und unerfreulich geworden ist.

Das Leben, das Gott geschaffen hat, ist stärker als der Tod. Das ist das Geheimnis. Das Leben, vor allem, wenn wir es mit anderen teilen, überwindet die Angst. Das Leben, vor allem, wenn wir es mit anderen teilen, durchbricht die Traurigkeit, auch wenn sie noch so gute Gründe für sich hat. Das Leben, vor allem, wenn wir es mit anderen teilen, überspielt den Haß, der uns vergiftet. Ich denke, weil Jesus sein Leben so konsequent geteilt hat, hat es nicht im Kreuz, sondern in der Auferstehung geendet.

Ich habe vor nicht allzulanger Zeit ein Mosaik gesehen. Noah nach der großen Sündflut, die die ganze Erde verwüstete. Man sieht Noah und seine Familie in der Arche im Augenblick, wie das Wasser zu sinken beginnt. Er schickt von Zeit zu Zeit eine Taube aus, um herauszufinden, ob trotz allem noch Leben übrig sei. Ein paar Mal



kommt sie leer zurück. Schließlich aber bringt sie ihm als Zeichen des wiedererwachenden Lebens einen Zweig. Er greift nach dieser Taube, und wenn man seinen Blick und seinen langen Arm sieht, hat man das Gefühl, er sage: so gibt es also doch ein Leben *vor* dem Tod. Er schaut nicht mehr auf die Toten, nicht mehr auf die Welt, die ihn in die Tiefe zieht, sondern auf den kleinen Zweig, der ihm Leben ankündigt.

Und wenn ich Ihnen heute etwas wünschen kann, ist es dies: daß die Tauben, die Sie ausschicken, Ihnen solche Zweige des Lebens zurückbringen. Sie mögen ein paar Mal leer zurückkehren. Das Leben, das Gott geschaffen hat, wird aber schließlich stärker sein als der Tod.

5. Juni 1982

## Den Kreis nicht zu eng ziehen

In den letzten Wochen ist viel von der Heilsarmee die Rede gewesen. Denn es sind in diesem Jahr genau hundert Jahre her, seit die Heilsarmee ihren Einzug in die Schweiz gehalten hat. Es haben aus Anlaß dieses Jubiläums zahlreiche Feierlichkeiten stattgefunden, und seit einigen Wochen prangt auf jedem zweiten Brief, den wir erhalten, eine schöne rote Sondermarke, auf der man zwei Heilsarmisten gemeinsam singen sieht. Ich finde das gut, daß die ganze Schweiz, der Bundesrat inbegriffen, diesen Geburtstag mitfeiert. Denn es ist wahrhaftig Grund genug da zu Dankbarkeit und auch Respekt für die Arbeit, die die Heilsarmee tut an all denen, um die sich sonst in der Gesellschaft niemand gerne kümmert.

Aber ist vielleicht dieser allgemeine Applaus nicht fast zu billig? Denn im Grunde wirft doch die Arbeit der Heilsarmee und auch von den vielen anderen, die ähnlich tätig sind, eine höchst unbequeme Frage auf, die sich an uns alle richtet. Wie gehen *wir* um mit denen, die aus irgendeinem Grund an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden? Mit den Menschen, die durch die Märsche fallen, die die öffentliche Hilfe offen läßt? Und vor allem mit den vielen, vielen, die in einem bestimmten Augenblick ihres Lebens sich selbst innerlich aufgegeben haben und sich jetzt ganz einfach fallen lassen? Der Gründer der Heilsarmee, William Booth, hat sich seiner-

zeit diese kritische Frage nicht erspart. Er hat immer wieder gefragt: Muß es diese Menschen wirklich geben – bei uns und in aller Welt? Und noch in der letzten Rede vor seinem Tod: Können wir uns zufrieden geben, solange es sie gibt?

Ich muß gestehen, daß mich diese Frage in Verlegenheit bringt. Ich denke unwillkürlich an einen jungen ausländischen Schwarzarbeiter, der mich vor einigen Wochen aufgesucht hat; er hatte keine gültigen Papiere und hatte sich darüberhinaus durch eine komplizierte Geschichte in eine unmögliche Situation hineinmanövriert. Er wollte Hilfe. Aber ich muß ehrlicherweise sagen: es hat sich alles in mir gesträubt, auf ihn einzugehen, weil ich spürte, wieviel Zeit es kosten würde und wie weit es mich von dem Weg abbringen könnte, den ich mir vorgenommen hatte. Und ich denke, es geht uns wahrscheinlich fast allen so, daß wir am liebsten einen Bogen machen möchten um die Menschen, die nicht in das Schema unseres Lebens passen – diesen Nachbarn drei Häuser weiter, der meistens nach Alkohol riecht und einem ständig unzusammenhängenden Unsinn erzählt, den Kollegen, der immer alles von der pessimistischen Seite sieht und sich über seine Mitmenschen immer nur beklagen kann. Es gibt so etwas wie einen fast selbstverständlichen Kreis, den wir um uns ziehen oder sogar meinen ziehen zu müssen.

Jesus hat einmal ein Gleichnis erzählt von einem reichen und einem armen Mann. Er beschreibt da den reichen Mann, wie er in seinem Hause lebt, einem

gepflegten Hause, und dann redet er von einem armen Mann, er nennt ihn Lazarus, der vor seiner Türe liegt und sich auf irgendeine Weise Essen zu verschaffen sucht. Was für ein hartherziger Mensch, dieser Reiche, denkt der Leser dieser Geschichte. Aber das ist nicht der Punkt der Geschichte. Ich denke, daß dieser reiche Mann auf seine Weise ein liebenswürdiger Mensch gewesen ist. Die Schwierigkeit ist nur, daß er den armen Mann nicht sieht, weil eine Türe ihn von ihm trennt. Er sieht seine Familie, seine Kinder, die Freunde, die er zu sich eingeladen hat, er sieht durchs Fenster in den blühenden Garten, den er um sein Haus gepflanzt hat; er liest vielleicht sogar auch die Zeitung und ist auf dem laufenden, was in der weiten Welt passiert. Er kann aber den Lazarus nicht sehen. Und doch, darüber läßt Jesus keinen Zweifel, wäre sein Leben reicher, wenn diese Türe nicht dazwischen läge.

Darum die Frage, ob wir uns im Grunde nicht sogar etwas entgehen lassen, wenn wir einen Bogen machen um die, die uns auf den ersten Blick unbequem vorkommen, ein Stück Menschlichkeit, die das Leben reicher und wärmer machen könnte. Sicher, es braucht eine innere Anstrengung, um den Kreis, den wir um uns gezogen haben, zu durchbrechen. Aber ich frage mich zum Beispiel, ob dieser Schwarzarbeiter, den ich erwähnt habe, nicht zu mir hat kommen *müssen*, damit jemand mir wieder einmal sagt: Gib acht, daß du den Kreis um dich selbst nicht zu eng ziehst.

2. Oktober 1982

## Ein lebendiger Brief werden

Kürzlich habe ich etwas erfahren, das mir noch nachgeht. Wissen Sie, wieviel verschiedene Bücher in einem Jahr gedruckt werden? Glauben Sie es oder glauben Sie es nicht: 70 000 allein auf deutsch in einem Jahr! Wenn man sie alle aneinanderreihet, braucht es ein Bücherbrett, das mehr als einen Kilometer lang ist! Und da sind die Zeitungen und Heftchen erst noch nicht eingerechnet, die uns alle Tage gefragt und ungefragt ins Haus fliegen. Ich habe vor zwei Tagen die Ladung des Monats Januar vor die Türe gestellt: 4½ Kilo Altpapier.

Es ist eindrücklich, wieviel Mühe ständig darauf verwendet wird, Papier vollzudrucken. Es ist eine Flut von Wissen, Informationen und Neuigkeiten, die pausenlos auf uns niedergeht, viel mehr, als auch nur einer von uns je in sich aufnehmen kann.

Wie sollen wir mit diesem Überfluß nur umgehen?

Es ist sicher gut, sich hier etwas in Erinnerung zu rufen. Es ist Ihnen vielleicht auch schon aufgefallen, daß Jesus während seines ganzen Lebens kein einziges Wort auf Papier geschrieben hat. Er hat nicht mit einem Manifest angefangen, keinen Bestseller verfaßt und keine Zeitung gegründet. Ich habe mich oft gefragt, warum. Ich habe nur eine Erklärung gefunden. Er hat gewußt, daß man die entscheidende Wahrheit nur in einer direkten, lebendigen Beziehung weitergeben kann. Darum ist

er von Mensch zu Mensch gegangen. Darum hat er sich mit jedem einzelnen befaßt. Darum war um ihn herum eine derartige Fülle des Lebens. Er hat geheilt. Er hat verfahrenere Situationen zurechtgebracht. Kurz: es ist ein Strom aufbauender Liebe von ihm ausgegangen.

Wissen, Informationen, Nachrichten sind wichtig. Sie machen den Horizont weiter, und es ist sogar eine Form von Egoismus, wenn man nicht wissen will, was außerhalb unseres engsten Kreises vor sich geht. Die Voraussetzung ist aber, daß bei aller Ausweitung des Horizonts dieser Strom der Liebe weiterfließen kann. Die Flut wird gefährlich, wenn sie die lebendige Beziehung ertränkt. Es ist wie mit der Zahl 1000. Null und Null und Null sind noch immer null. Erst wenn eine Eins – die lebendige Beziehung – davor tritt, wird aus den Nullen eine Tausend.

Es gibt in der Offenbarung des Johannes eine außerordentliche Geschichte. Ein Engel erscheint dem Johannes. Er hält eine Schriftrolle in der Hand. Johannes will sie mit beiden Händen fassen. Er ist neugierig. Er möchte wissen, was da geschrieben steht. Doch der Engel wehrt ab. Er hat etwas anderes für ihn vor. Er sagt ihm: du mußt dieses Buch essen. Ein seltsamer Befehl. Der Sinn ist aber klar: das Wesentliche, das was Gott in diesem Buch zu sagen hat, muß ganz und gar ein Stück von dir selbst werden.

Wenn der Strom, der von Jesus ausgegangen ist, heute weitergehen soll, braucht es Menschen, die sich von der Liebe so packen lassen. Menschen, die durch ihre eigene

Person so etwas wie ein lebendiger Brief werden. Gott will nicht auf dem Umweg über das Papier mit uns verkehren. Er hat den Weg über die Menschen gewählt, um die Gemeinschaft aufzubauen, die von der Nähe bis in die Ferne alle Grenzen durchbricht. Sie können ein solcher lebendiger Brief sein, und ich bin fast sicher, daß jemand – irgendwo in der Welt –, ohne daß Sie es jetzt schon wissen, heimlich auf diesen Brief wartet.

5. Februar 1983

## Ein neuer Trieb am alten Baum

Es hat in den Zeitungen gestanden. Das Radio und das Fernsehen haben davon berichtet. Vor einem Monat sind evangelische Christen aus der ganzen Schweiz für ein paar Tage zu einer Schweizerischen Evangelischen Synode in Biel zusammengekommen. Und warum? Sie möchten besser begreifen, was es eigentlich heißt, in der heutigen Zeit und in der heutigen Schweiz Christ zu sein. Sie schlagen vor, daß sich in den nächsten vier Jahren im ganzen Land Leute zusammentun sollen, um gemeinsame Antworten auf diese Frage zu finden. Sie haben für ihre Bewegung ein Signet erfunden, ein wenig massiv vielleicht, aber man sieht es doch gleich: es ist wie ein Kreis um das Kreuz von Jesus herum.

Aber was soll das alles? So habe ich jemanden mit Kopfschütteln fragen hören. Schon wieder solch eine Bewegung, die alles auf den Kopf stellen will. Die Kirche sollte doch endlich begreifen, daß ihre Aufgabe darin besteht, nicht mit jedem Windstoß anders zu werden. Es ändert sich sonst genug, daß einem sturm wird. Wenigstens die Kirche sollte unveränderlich feststehen. So etwa wie der Fels, der seit Jahrhunderten mitten im Schaffhauer Rheinfall steht, während das Wasser fällt und fällt und fließt und fließt.

Ich kann diese Reaktion zwar begreifen, aber ich möchte Ihnen trotzdem einen anderen Vergleich vor-

schlagen. Ich sehe die Kirche eher wie einen Baum, der lebt, und auch wenn man meint, er sterbe, immer wieder neue Triebe hervortreibt. Die Rinde aus früheren Zeiten ist noch zu sehen, und man sieht es ihr an, was für ein stattlicher Stamm das einmal gewesen sein muß. Jetzt ist davon nur noch eine Ruine übrig. Aber aus dem gleichen Nährboden ist schon längst ein neuer Baum gewachsen, der seine Äste weit in den Himmel streckt.

Aber die Frage ist natürlich, ob die Kraft dieses Bodens tatsächlich so unfehlbar ist. Können wir darauf zählen, daß dieser Baum sich ständig erneuert? Wenn wir die Geschichte der Kirche ansehen mit all dem, was im Laufe der Jahrhunderte im Namen Jesu getan worden ist, Gewalt, Ungerechtigkeit und Krieg, Irrwege und Irrtümer, Unmenschlichkeit und Lebensfremdheit, kommen wir um den Zweifel nicht herum, ob dieser Boden sich vielleicht nicht verbraucht hat. Aber das Leben ist stärker. Rainer Maria Rilke hat einmal ein wunderschönes Gedicht über einen sterbenden Baum geschrieben. Er sah schon so morsch und zerfallen aus, daß ihm niemand mehr eine Chance gab. Und doch war im Versteckten der neue Trieb schon längst am Stoßen gewesen. Und warum hatte es niemand bemerkt? Rilke gibt eine Erklärung, er sagt: unser Herz lebt näher an den Schäden als an eines Wunders Melodie.

Und das ist es doch genau! Wir lassen uns von den Schäden, von allem, was schief geht und zerfällt, beeindrucken, so sehr beeindrucken, daß wir schließlich anfangen, selbst Schaden zu nehmen. Wir werden blind für

die Kraft, die das Evangelium auch heute hat, wir werden blind für die Zeichen des Lebens, das sich regt, und können nur noch die tote Rinde sehen. Und doch ist die Kraft im Nährboden ständig am Werke. Sie wartet nur darauf, daß sie in unsere Herzen dringen kann. Ohne daß wir es bemerken, sind die Triebe bereits am Wachsen. Und darum glaube ich, daß auch heute in den Kirchen etwas Neues werden kann – daß Menschen anfangen, auf die stille Stimme des Lebens zu hören, daß sie anfangen, miteinander darüber zu reden, daß sie aufbrechen und ein Stück neue Freude erfahren.

11. Juni 1983

## Aus Raupen werden Schmetterlinge

Heute abend möchte ich Ihnen von einem Menschen erzählen, der meinem Gefühl nach uns allen etwas zu sagen hat. Er lebt zwar in einem fernen Land – in Taiwan, jener wunderschönen gebirgigen Insel ein paar Hundert Kilometer im Osten des chinesischen Festlandes. Er heißt Kao Chun-Ming und ist der Generalsekretär der reformierten Kirche in Taiwan. Vor etwas mehr als drei Jahren ist er verhaftet und zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt worden. Um zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, muß man wissen, daß in Taiwan eine kleine Minderheit alle Macht in den Händen hat und über den Kopf der Bevölkerung hinweg regiert. Pfarrer Kao hat es für seine Pflicht angesehen, sich für die demokratischen Rechte einzusetzen. Der Schlag der Regierung ließ nicht auf sich warten. Unter fadenscheinigen Vorwänden wurde er verhaftet und verurteilt und wird seither in einer Zelle festgehalten, in der es weder Stuhl noch Tisch, sondern nur eine Pritsche gibt.

Das Außerordentliche ist aber, welche Ausstrahlung diese Zelle hat. Bei uns ist er – sogar in den Kirchen – über anderen Ereignissen vergessen. In Taiwan ist das anders. Seine Kirche hat ihm die Treue gehalten und ihn schon zweimal einstimmig als ihren Generalsekretär wiedergewählt. Die Briefe, die er an seine Frau schreiben darf, werden von Hand zu Hand weitergegeben. Kürzlich ist

auch ein Gedicht in Umlauf gekommen, das mir besonderen Eindruck gemacht hat.

Es ist mir aus dem Chinesischen so übersetzt worden:

Ich habe Gott um einen Strauß mit frischen Blumen gebeten.

Aber er hat mir stattdessen einen häßlichen Kaktus gegeben,

einen Kaktus mit Dornen, die stachen.

Ich habe Gott um ein paar schöne farbige Schmetterlinge gebeten.

Aber er hat mir stattdessen viele Würmer gegeben, so widerwärtig, daß einen das Grausen ankommen konnte.

Es ward mir schwer ums Herz,  
ich war enttäuscht und fing an zu klagen.

Aber dann, nach vielen langen Tagen  
sah ich plötzlich, wie der Kaktus aufging  
und eine Blüte nach der andern trieb.

Und die häßlichen Raupen waren plötzlich schöne  
farbige

Schmetterlinge, die sich im Frühlingswind wiegten.  
Der Weg, den Gott für uns wählt, ist immer der  
beste.

Was mich an diesem Menschen beeindruckt, ist die unerhörte innere Freiheit, in der er lebt und redet. Frei darin, daß er kein Geheimnis daraus macht, wie schwer ihm die Zeit im Gefängnis fällt. Er versucht nicht, sich als

Helden hinzustellen, der über alle Schmerzen und Enttäuschungen erhaben ist. Die Dornen stechen ihn tatsächlich. Frei aber auch darin, daß er sich durch das Unrecht, das ihm und anderen angetan worden ist, nicht aus der Fassung bringen läßt: kein Wort des Hasses gegen Regierung, Richter oder Polizei. Frei aber vor allem durch die feste Überzeugung, daß Gott schließlich alles zum Blühen bringen wird. Seine Hände sind gebunden, aber er weiß, daß Gott auch durch gebundene Hände etwas ausrichten kann.

Er redet in diesem Gedicht zu sich selbst. Er redet zu seinen Freunden, die in großer Unruhe über die Zukunft leben. Aber redet er im Grund nicht auch zu all denen, die den Mut verloren haben, sich für ein Stück mehr Gerechtigkeit einzusetzen? Die Stimme aus der Zelle durch verschlossene Türen hindurch ist eine Stimme gegen die Mutlosigkeit: die Raupen werden zu Schmetterlingen, die sich im Frühlingswind wiegen.

15. Oktober 1983

## Seinen Schatten auf Jesus werfen

Wir kennen alle das Sprichwort: Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen. Was heißt das eigentlich? Auf den ersten Blick ist die Antwort offensichtlich. Jeder Mensch hat seinen Schatten, und was er auch tut, wie er sich dreht und wendet, er kann ihn auf alle Fälle nie loswerden. Er muß lernen, mit seinem Schatten zu leben.

Aber ist das so offensichtlich, wie es tönt? Ich habe im Gegenteil den Eindruck, daß die Lebensweisheit dieses Sprichworts alles andere als selbstverständlich ist. Nur schon dies ist schwierig, zuzugeben, daß wir überhaupt einen Schatten haben. Im Grunde kennen wir sie natürlich, die Schwächen, die uns begleiten, die dunkle Seite, mit der wir nicht fertig werden, die leidigen Eigenschaften, mit denen wir den anderen auf die Nerven fallen. Im Grunde ist es uns allen klar, daß wir jeder mit seinem Schatten durchs Leben gehen. Aber es ist oft, wie wenn wir vor diesem Schatten Angst hätten, wie wenn wir es nicht aushalten könnten, damit gesehen zu werden und ihn darum um jeden Preis verstecken müßten. Sprichwort hin oder her: Wir versuchen es eben dennoch, über unseren Schatten zu springen.

Aber ist es nicht genau das, was das Zusammenleben der Menschen so schwierig macht? Die vielen Menschen, die ohne Schatten dastehen möchten. Das Zusammenleben überall, in der Ehe, in der Nachbarschaft, bei der

Arbeit, in einem Verein, in politischen Kommissionen. Denn wer nicht zu seinem Schatten stehen kann, wird unweigerlich ein unfreier Mensch: Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als entweder sich selbst anzulügen oder den anderen ein X für ein U vorzumachen; oder beides. Das Leben wird ein großes Versteckspiel, und es entsteht eine Welt, in der Empfindlichkeit, Rechthaberei und bald auch Rücksichtslosigkeit regieren. Denn wenn man seinen eigenen Schatten nicht sieht, sieht man in der Regel umso schärfer den Schatten der anderen.

Aber muß das wirklich so sein? Gibt es nicht einen Weg, der uns aus diesem Teufelskreis befreit? Ich glaube, daß es ihn gibt. Ich glaube, daß das ganze Spiel da überflüssig wird, wo eine Atmosphäre des Vertrauens zustande gekommen ist, wo wir Menschen gegenüberstehen, die großzügig genug sind, um uns so zu akzeptieren, wie wir sind.

Ich denke in diesem Zusammenhang oft an ein berühmtes Bild von Rembrandt, das sogenannte Hundertguldenblatt. Jesus steht in der Mitte, im Licht und gleichzeitig eine Quelle von Licht. Von allen Seiten drängen sich Menschen auf ihn zu, alle möglichen Menschen, gestandene verantwortungsvolle Männer, Frauen und Kinder, vor allem aber ein langer Zug von Alten, Schwachen und Kranken, die aus der Dunkelheit heraus auftauchen. Und was zieht sie so unwiderstehlich in dieses Licht hinein? Ich denke, ganz einfach dies, daß sie *mit* ihrem Schatten kommen können. Jesus steht mit dem Rücken schützend gegen die schwarze Dunkelheit, die

sich hinter ihm konzentriert. Er wendet sich den Menschen zu: Und wer auf ihn zukommt, kann seinen Schatten auf ihn werfen. Rembrandt hat sicher mit Absicht genau auf das leuchtende Gewand Jesu den Schatten der Frau gemalt, die ihre Hände zu ihm ausstreckt. Dieser Zug aus der Dunkelheit ist ein Zug in die Freiheit. Da meint keiner mehr, er müsse perfekt sein und die ganze Welt selbst in Ordnung bringen.

Eine Gruppe bleibt allerdings außerhalb des Kreises, der sich um Jesus gebildet hat. Sie sehen weg und bleiben unter sich. Und sieht man es ihren Gesichtern nicht an, daß hier das große Versteckspiel weitergeht? Es ist, wie wenn sie sagten: Wer will uns vorwerfen, daß wir einen Schatten haben?

Zwei Welten. Auf der einen Seite eine Gruppe, bei der einem eng ums Herz wird, ein Bild der Gefangenschaft. Auf der anderen Seite Licht, das Wärme bringt, Freiheit schafft und neues Leben weckt, ein Bild der Menschlichkeit und Gemeinschaft. Ist es nicht klar, wie wir wählen müssen, um aufzuhören, über den eigenen Schatten springen zu wollen?

5. Mai 1984



## Freiheit – für wen?

Freiheit!

Was heißt das eigentlich? Wer ist in Wirklichkeit frei? Die Antwort ist mir bis jetzt verhältnismäßig einfach vorgekommen: Frei ist, wer so wenig von sich selbst abhängig ist, daß er für andere da sein kann.

Ich mache allerdings die Erfahrung, daß diese Antwort gar nicht so offensichtlich ist, wie sie tönt. Die meisten Menschen meinen, sie seien frei, wenn sie von niemand *anderem* abhängig sind, wenn sie ihr eigener Herr und Meister sind und sich von niemandem hineinreden lassen müssen.

Ich will ein Beispiel brauchen. Ich habe kürzlich das Radio aufgedreht. Die Stimme des Unbekannten, die herauskam, war eben dabei, die Vorzüge des Autos zu preisen und verstieg sich schließlich zu dem Satz: Das Auto ist das Symbol der Freiheit, ein privilegiertes und unersetzliches Instrument unserer heutigen Lebensqualität. Das Auto als Symbol der Freiheit!

Ich habe nichts gegen das Auto. Ich bin manchmal froh, eines benützen zu können, und ich bin vor allem froh, daß es Autos gibt, wenn ich an die alten und gebrechlichen Leute denke, die ohne Auto nie aus ihren vier Wänden herauskommen könnten. Das Auto gibt ihnen tatsächlich neuen Lebensraum.

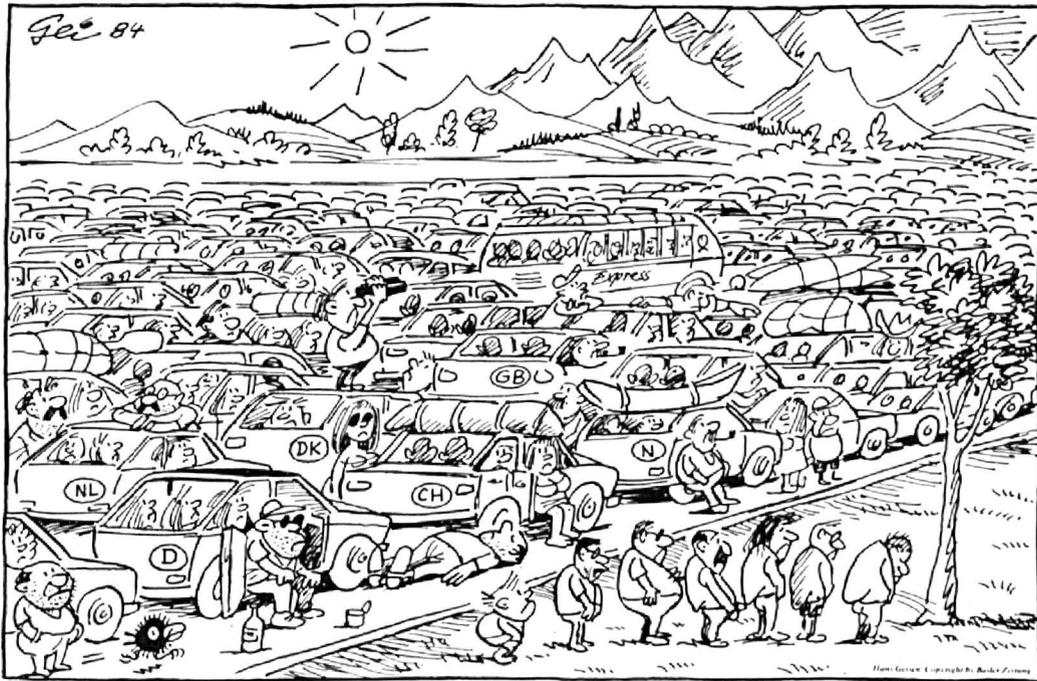
Der Spruch von der Freiheit ist mir aber trotzdem

äußerst verdächtig. Denn es ist ja klar, daß er anders gemeint war. Das Auto ist ein Instrument der Freiheit, weil es mich unabhängig macht, weil ich in den vier Wänden meines Wagens nach meinem eigenen Takt fahren kann und mich um keinen Eisenbahn-Fahrplan kümmern muß. Aber ist dieses Stückchen Unabhängigkeit bereits Freiheit?

Sicher nicht. Es springt einem doch in die Augen, wieviele der Menschen gerade hinter dem Steuer im Grunde nichts anderes als die Gefangenen ihres eigenen Wagens sind, besessen von der Illusion, daß sie freier und freier werden, wenn sie sich von einem Ort zum anderen bewegen können. Vor allem eines ist sicher: es ist noch niemand dadurch freier geworden, daß er auf der Autobahn statt nur mit 100 mit einer Geschwindigkeit von 130 km oder sogar noch ein wenig mehr gefahren ist.

Instrument der Freiheit. Wo dieses Mißverständnis der Freiheit hinführt, zeigt vielleicht diese Karikatur, die kürzlich in einer Basler Zeitung erschienen ist. Ich muß sagen, diese Zeichnung kommt mir wie ein Symbol vor. Wenn zu viele Menschen je ihre Unabhängigkeit suchen, ist die Folge unausweichlich eine Verstopfung, in der niemand mehr seine Freiheit hat. Unabhängigkeit ist ein enger Verwandter der Rücksichtslosigkeit.

Es gibt ein altes deutsches Wort, das wie kein anderes zum Ausdruck bringt, was in Wirklichkeit Freiheit ist. Ich meine das Wort »gastfrei«. Wer gastfrei ist, ist nicht frei *von* Gästen, sondern frei *für* Gäste. Freiheit besteht



nicht darin, mehr Raum für mich zu gewinnen, sondern mehr Raum für andere zu schaffen.

Und es ist vielleicht gut, sich von Zeit zu Zeit dessen zu erinnern, daß keiner von uns auch nur leben würde, wenn nicht andere Menschen ein Stück Unabhängigkeit unsertwegen aufgegeben hätten. Die Unabhängigkeit, die wir haben, beruht darauf, daß sie uns von anderen gegeben wird – von unseren Eltern, die auf manches verzichtet haben, von Freunden, die sich um uns gekümmert haben, von Lehrern, die uns ausgehalten haben und letztlich natürlich von Gott, der buchstäblich unendliche Geduld mit uns hat.

Die Ferienzeit ist angebrochen. Ich wünsche Ihnen allen, daß Sie sich diese ruhigeren Wochen nicht mit illusorischen Freiheiten verderben, sondern die Distanz gewinnen, die nötig ist, um wieder neu verfügbar zu werden für andere. Denn ist es nicht möglich, daß jemand bis jetzt vergeblich auf Sie gewartet hat?

7. Juli 1984

## Mitten im Tod sind wir vom Leben umfassen

Es gibt eine Geschichte, die von Martin Luther erzählt wird. Als er einmal über mehrere Tage hinweg niedergeschlagen war und sich durch kein Zureden aus dem Loch seiner Traurigkeit herausholen ließ, trat plötzlich seine Frau, Katharina von Bora, in Trauerkleidern in sein Zimmer. Und als er sie verwundert ansah, sagte sie zu ihm: Gott muß wohl gestorben sein, wenn mein Gemahl so traurig ist.

Ich denke, man kann es kaum besser als mit dieser Geste zum Ausdruck bringen, was Ostern uns zu sagen hat. Du meinst immer wieder, der Tod habe das letzte Wort. Du läßt dich immer wieder davon bedrücken, daß dir dein Leben wie Sand zwischen den Fingern zerrinnt. Und doch ist das nicht alles. Denn Gott hat doch schon längst bewiesen, daß er das Leben, das er erschaffen hat, nicht fahren läßt. Er hat Christus aus den Fängen des Todes herausgeholt. Das Leben ist erschienen, und es ist stärker als der Tod.

Aber stimmt das wirklich? Der Tod bleibt doch, Ostern hin oder her, unausweichlich. Alles zerfällt und stirbt. Und wenn wir sagen wollen, daß etwas unausweichlich geschehen wird, sagen wir nicht zufällig: es wird todsicher geschehen. Das Leben, das uns gegeben ist, bleibt unsicher und zerbrechlich. Man macht uns

zwar immer wieder vor, es gebe so etwas wie Sicherheit im Leben. Nehmen Sie, um nur ein Beispiel zu nennen, die Propaganda, die Versicherungsgesellschaften treiben. Wenn wir ihre Prospekte ansehen, kann man den Eindruck erhalten: Wer nur richtig einzahlt, der kann mit Flügeln durchs Leben fliegen. »Sorgenfrei in die Zukunft.« »Seelenruhig im Lehnstuhl, ohne einen Finger zu rühren.« Und der Gipfel: »Sicher auch über den tiefsten Abgründen.« Aber das ist natürlich alles Mumpitz, und schließlich nichts als ein Spiel mit der Angst, die die Menschen vor der Zukunft haben. Das Leben *ist* zerbrechlich.

Aber was ist dann Ostern? Jedenfalls nicht so etwas wie eine Superversicherung. Die Auferstehung hebt den Tod nicht auf. Die Auferstehung ist nicht mehr als ein erstes Zeichen. Sie ist so etwas wie eine Stimme, die uns mitten aus dieser Welt des Zerfalls und des Todes zuflüstert: dein Leben, so zerbrechlich es ist, steht in einem viel größeren Zusammenhang. Gott hat es in seinen Händen. Ein einprägsames Lied aus dem Mittelalter fängt mit den Worten an: mitten im Leben sind wir vom *Tod* umfassen. Man könnte sagen: Ostern bedeutet die Umkehrung dieses Liedes. Mitten im Tod sind wir vom *Leben* umfassen.

Wird aber dadurch etwas anders? Ich denke, sehr viel. Denn wenn wir das einmal wissen, können wir anfangen, mit dem Leben, das uns gegeben ist, großzügiger umzugehen. Das Leben mit seinen Möglichkeiten ist dann nicht mehr das einzige. Wir müssen uns darum auch nicht

mehr krampfhaft darum bemühen, es gegen jedes Risiko zu sichern. Und wir müssen uns vor allem nicht sofort niedergeschlagen machen lassen, wenn es uns nicht oder nicht mehr genau das bringt, was wir davon erwarten. Wir können anfangen, das Leben in der Liebe zu verschwenden.

Es ist ein alter Brauch, sich am Ostermorgen zu begrüßen mit den Worten: Christus ist auferstanden. Und der andere antwortet darauf: Ja, er ist wirklich auferstanden. Die kleine Geschichte von Luthers Frau zeigt, wie wichtig es ist, daß wir es einander sagen. Wir können die Gewißheit meistens nicht aus uns selbst heraus ziehen. Wir müssen darum versuchen, die heimliche Stimme des Lebens füreinander lauter und hörbarer zu machen. Ich möchte Ihnen darum schon heute abend sagen: Christus ist auferstanden. Und ich hoffe, daß es Ihnen Ihr Verstand und vor allem Ihr Herz gestattet, darauf zu antworten: Er ist wirklich auferstanden.

6. April 1985

## Politik ohne Evangelium

Was heißt das eigentlich: Evangelium, wenn es um politische Entscheidungen geht? Hat das Evangelium bei politischen Entscheidungen etwas zu suchen? Oder müssen wir uns damit abfinden, daß die Welt der Politik von anderen Gesetzen regiert wird?

Ich werfe diese Frage heute abend auf, weil der Nationalrat vor etwas mehr als zwei Wochen einen Entscheid gefällt hat, der mich so umtreibt, daß ich nicht davon loskomme. Ich meine den Entscheid, daß die Pilatusflugzeuge, die sogenannten PC-7, zivile Flugzeuge seien und darum ohne Einschränkungen auch in Krisen- und Kampfgebiete ausgeführt werden dürfen. Und dabei ist es erwiesen, daß diese Flugzeuge so konstruiert sind, daß sie ohne große Schwierigkeiten für militärische Zwecke umgebaut werden können. Mehr noch: es kann von niemandem mehr bestritten werden, daß sie in gewissen Ländern umgebaut worden *sind*; und es kann auch nicht mehr angezweifelt werden, daß sie in Guatemala mit Bomben bestückt zu zerstörerischen Angriffen auf Dörfer eingesetzt worden sind. Und doch hat der Nationalrat entschieden, daß es sich um zivile Flugzeuge handelt, weil sie ja im Augenblick, in dem sie die Schweiz verlassen, nicht militärisch ausgerüstet sind; was jenseits der Grenze geschieht – so wird argumentiert – ist nicht mehr unsere Sache.

Ist dieser Entscheid zu verantworten? Oder haben wir damit eine Konzession gemacht, die wir nicht hätten machen dürfen? Ich denke, wenn wir das Evangelium zum Maßstab nehmen, kann kein Zweifel sein. Dieser Entscheid macht die ganze Schweiz, uns alle, mitschuldig an den Opfern, die durch diese Flugzeuge entstanden sind und noch entstehen werden. Ich bin darum davon überzeugt, daß sich dieser 20. Juni 1985 im Rückblick als schwarzer Tag in der Geschichte des Nationalrates herausstellen wird.

Wenn ich dies sage, meine ich nicht, daß der Entscheid etwa einfach gewesen wäre. Politische Fragen sind nie so eindeutig, daß man nur einfach zwischen weiß und schwarz zu wählen hätte. Da sind immer Faktoren, die einander widersprechen und gegenseitig abgewogen werden müssen. In diesem Falle waren es vor allem ernste wirtschaftliche Gründe, die ins Gewicht fielen. Arbeitsplätze waren bedroht. Und es kann bei der heutigen wirtschaftlichen Lage wahrhaftig niemandem gleichgültig sein, wenn Schweizer arbeitslos werden. Ich bin darum sicher, daß keinem Nationalrat, wie er auch stimmte, der Entscheid leicht gefallen ist, und es wäre billig, wenn *ich* mich moralisch empörte, der ich ja selbst nicht entscheiden muß. Und überhaupt: wer wollte je in Anspruch nehmen, vor Gott und der Welt gerecht dazustehen?

Müssen wir uns also damit abfinden, daß das Evangelium als Maßstab in der Politik nichts zu suchen hat? Nein, das möchte ich durchaus nicht schließen. Der

Entscheid des Nationalrates stellt uns vielmehr vor die Frage, wieviel wir eigentlich dafür einsetzen wollen, daß die Schweiz als Kraft des Friedens in der Welt sichtbar wird, wieviel Leidenschaft und Phantasie wir aufbringen, über die Interessenkonflikte hinauszukommen, die uns gefangen nehmen wollen, was wir bereit sind, zu unternehmen, daß wir in Zukunft nicht mehr angewiesen sind auf eine Produktion, die so viele Risiken der Zerstörung in sich trägt; und vor allem wie solidarisch wir sind mit *allen*, deren Arbeitsplatz heute bedroht ist.

In den meisten Zeitungskommentaren heißt es: nach diesem Entscheid bleibt ein Malaise, ein ungutes Gefühl, zurück. Mit einem Malaise kann man auf zweierlei Weise umgehen: Man kann die Achseln zucken und zur Tagesordnung übergehen. Es wird dann zu einer versteckten Belastung. Oder man kann es als Signal verstehen, neu danach zu fragen, wie unser Land sich noch aktiver für Frieden und Menschlichkeit einsetzen könnte. Ich denke, daß viele aufatmen würden, wenn dieser Entscheid zu einem solchen Signal würde.

6. Juli 1985

## Die Stimme des Evangeliums unterdrücken

Vor zehn Tagen hat die südafrikanische Regierung eine Maßnahme ergriffen, die viel Aufsehen erregt hat. Sie hat den reformierten Pfarrer Allan Boesak ohne Begründung und Anklage verhaftet. Pfarrer Allan Boesak ist nicht nur in seinem eigenen Land, sondern international eine symbolische Figur. Er ist der Präsident des Reformierten Weltbundes. Vor drei Jahren, als die reformierten Kirchen aus der ganzen Welt, auch aus der Schweiz, zu ihrer Vollversammlung zusammenkamen, schenkten sie ihm das Vertrauen und wählten ihn einstimmig zu ihrem Präsidenten. Und heute ist er im Gefängnis.

Warum? Der Grund ist in meinen Augen offensichtlich. Sein unerschrockenes öffentliches Engagement gegen die Apartheid wurde der Regierung so unbequem, daß sie seine Stimme zum Schweigen bringen mußte.

Und doch gehört Pfarrer Allan Boesak zu denen, die sich dafür einsetzen, daß Gewalt und Blutvergießen vermieden werden können. Er macht kein Hehl daraus, daß das System der Apartheid überwunden werden muß; zusammen mit zahlreichen anderen engagierten Christen kämpft er für eine gesellschaftliche Ordnung, in der alle Rassen gleiche Rechte haben sollen. Er ist aber kein Revolutionär, sondern setzt seine Hoffnung noch immer auf eine friedliche Lösung des großen Konfliktes,

der sein Land zerreißt. Er gehört zu denen, die sich konsequent an das Vorbild von Martin Luther King halten wollen.

Ich habe nach seiner Verhaftung eine Sammlung von Predigten nochmals durchgelesen, die er in den letzten Jahren gehalten hat. Zwei Gedanken kehren da ständig wieder. Der eine: wer mit dem Evangelium ernst macht, kann gar nicht anders, als das Unrecht, das in seiner Umgebung geschieht, beim Namen zu nennen. Er kann nicht neutral bleiben. »Neutralität ist die verabscheuungswrdigste Parteilichkeit, die es gibt. Denn sie bedeutet faktisch, sich für das Unrecht zu entscheiden und doch nicht die Verantwortung dafür zu übernehmen. Das ist die mieseste Art, Christ zu sein. Wenn die Situation so klar und unmiverstehbar ist wie bei uns hier, wenn das Schreien der Armen und Elenden Tag und Nacht zu Gott aufsteigt, dann ist es unverzeihbar, wenn Christen neutral bleiben wollen und es nicht fertigbringen, unumwunden für Recht und Gerechtigkeit Stellung zu nehmen.«

An diesen einen Gedanken schließt sich aber immer der andere an: Auch wenn der Kampf für Recht und Gerechtigkeit keine Abstriche erträgt, muß doch die Bereitschaft zur Vergebung und Versöhnung bestehen bleiben. »Das Evangelium«, so sagt er zu den Schwarzen, »ist zu eindeutig, als daß wir mit Gott in dieser Hinsicht ein Spiel treiben könnten. Der Preis, den Jesus für die Versöhnung bezahlt hat, macht diese Bereitschaft zur Selbstverständlichkeit. Wenn wir sie verlieren, verlieren wir unsere Menschlichkeit.«

Zwei Gedanken, mit denen er unermüdlich an die weiße Bevölkerung appelliert und sie auffordert, doch endlich die Schritte zu unternehmen, die Gewalt und Blutvergießen vermeidbar machen. Denn er weiß natürlich, daß jede Verzögerung einer Lösung die Gegensätze vertieft und die Auseinandersetzung noch blutiger machen wird.

Diese Stimme der Vernunft und der echten Versöhnung kann aber offenbar heute nicht mehr gehört werden. Sie verhallt nicht nur, sondern wird bewußt zum Schweigen gebracht. Pfarrer Allan Boesak ist heute im Gefängnis.

Ein seltsames Gefühl, vor allem für evangelische Christen, ich denke, auch bei uns in der Schweiz: der Präsident des weltweiten Zusammenschlusses aller reformierter Kirchen wird für sein Engagement hinter Schloß und Riegel gesetzt. Es darf uns aber vielleicht nicht so sehr wundern. Denn ist die Predigt des Evangeliums in den Augen der Macht nicht von jeher suspekt gewesen? Ich denke darum, daß uns diese Verhaftung vor allem neu vor die Frage stellt, wie wir das Evangelium in unserer eigenen Umgebung leben und bezeugen.

7. September 1985

## Gottes-Vorstellung

»Da reden Sie immer von Gott«, hat mir kürzlich jemand gesagt, »aber sagen Sie mir: was soll ich mir unter Gott vorstellen?« Ich kann die Ungeduld in dieser Frage verstehen, und ich hätte gerne eine einfache Antwort darauf bereit. Aber ich denke, wer so fragt, hat sich den Weg zu einer Antwort bereits verbaut. Was soll ich mir unter Gott vorstellen? Die ganze Schwierigkeit zeigt sich bereits in der Formulierung: Wenn *ich mir* Gott vorstelle, mache *ich mich* zum Ausgangspunkt, und das Bild, das ich mir von Gott mache, kann nicht viel mehr sein als das Produkt meiner Gedanken, meiner Gefühle und dann oft genug auch meiner Wünsche, die Vergrößerung des eigenen Ich ins Unendliche.

Die Bibel ist gegenüber den Bildern, die wir uns von Gott machen, mehr als nur skeptisch. Ich denke, das ist der tiefere Grund, warum es gleich am Anfang der zehn Gebote heißt: Du sollst dir kein Bildnis machen. Jedes Bild, das ich mir mache, wird fast unweigerlich zum Götzen. Und darum zieht sich durch die ganze Bibel, vor allem durch die Bücher der Propheten, wie ein roter Faden die Kritik, ja der Kampf gegen all die Bilder, die aus dem menschlichen Herzen aufsteigen, der Kampf gegen die Götter, die sich das Volk auf die Fahne schreibt und zu seiner eigenen Bestätigung vor sich her trägt, gegen die Illusion, daß Gott zum Glück auf unserer Seite

ist und zu allem, was wir denken und tun, bereitwillig seinen Segen gibt.

Auf ein Bild reagieren die Propheten mit besonderer Schärfe: auf den Versuch, Gottes Gegenwart und Anspruch auf einen heiligen Bezirk einzuschränken. Gott ist im Tempel, aber auf dem Marktplatz hat er nichts zu suchen, da muß nach ökonomischen Interessen entschieden werden. Gott ist in der Kirche und redet dort zu jedem Einzelnen in der Intimität des Herzens, aber in der Politik hat er nichts zu suchen, da gilt das Gesetz des Stärkeren und Geschickteren. Nicht nur die Propheten, sondern auch Jesus lassen sich auf eine solche Zweiteilung nicht ein. Um es mit einem Sprichwort zu sagen: Wer sich von Gott ein solches Bild zurechtlegt, der macht in ihren Augen die Rechnung ohne den Wirt. Gott ist immer größer, immer umfassender, immer anspruchsvoller als jedes Bild, das wir von ihm machen.

Gibt es dann aber überhaupt einen Weg, um zu einer Antwort zu kommen? Oder stoßen wir mit jedem Bild, das wir uns machen, im Grunde nur immer wieder auf uns selbst? Es ist offensichtlich: einen Ausweg aus diesem Dilemma kann es nur geben, wenn Gott selbst die Initiative ergreift und sich uns zu erkennen gibt.

Aber ich denke, Gott *hat* diese Initiative ergriffen: er gibt sich uns in Jesus zu erkennen. Er ist das Ebenbild Gottes, heißt es an einer Stelle. Warum kann man das sagen? Weil uns in ihm, in seinem Leben und seinem Tod, vor Augen geführt wird, wer Gott ist. Jesus ist wie ein Spiegel, in dem Gottes Welt aufleuchtet. Gott ist Liebe,

so könnte man die Botschaft zusammenfassen, die von seiner Person ausgeht. In dieser Welt, in der Gottes Liebe ständig verraten und mit Füßen getreten wird, hat er sich von dieser Botschaft ganz durchdringen lassen. Er hat sich seinen Mitmenschen ohne Vorurteile zugewandt, und darum ist um ihn herum so viel in Bewegung gekommen. Er hat geheilt und Menschen, die in sich gefangen waren, frei gemacht. Das Leben wurde um ihn herum mit einem Mal erfüllter, reicher, farbiger. Aber natürlich blieb auch der Widerstand nicht aus: er als das wahre Bild Gottes hat die bequemen Bilder, die sich die Menschen von Gott machen, zu tief gestört, als daß er sich ohne Widerstand hätte durchsetzen können. Er ist bekämpft, verfolgt und getötet worden. Ein Schock, es zu sagen: aber das wahre Bild Gottes muß man zuletzt am Kreuz suchen.

Was soll ich mir unter Gott nur vorstellen? Das war die Frage, die mir gestellt wurde. Ich kann darauf im Grunde nur dies antworten: Das Bild, auf das es ankommt, steht uns in Jesus vor Augen; was wir uns vorstellen, ist darum weniger wichtig, als daß wir uns an dieses Bild halten.

21. September 1985

## Gottes Ja über, in und unter dem Nein

Wie ist das möglich: wenigstens ein Stück innerer Sicherheit zu bewahren in einer Zeit, in der so vieles um uns herum unsicher geworden ist?

Die Frage ist mehr als nur aktuell. Für mehr und mehr Menschen ist sie zur zentralen Frage geworden. Wie wenigstens ein Stück innerer Sicherheit bewahren? Vertrauen in die Zukunft ist heute alles andere als selbstverständlich. Die allgemeine Stimmung ist eher gekennzeichnet von einem seltsamen Gefühl der Angst, schwer zu fassen, schwer zu bekämpfen, das darum die Gemüter nur umso mehr in seinen Bann schlägt.

Man kann natürlich versuchen, das alles auf die Seite zu schieben. Man kann sich einen Sündenbock suchen und behaupten, es seien nur Miesmacher, Subversive und andere Spielverderber, die alles so schwarz sehen und für den Pessimismus verantwortlich sind. Oder man kann sich einreden, daß die Menschheit mit ihren Problemen bis jetzt noch immer fertig geworden sei und daß darum auch für uns schließlich alles gut herauskommen *müsse*. Aber was bringt schon ein solcher erzwungener Optimismus? Er ist im Grunde nicht viel mehr als eine Art von Droge: er schafft für eine kurze Zeit ein gutes Gefühl. Die Unsicherheit und die Angst kommen aber nachher nur umso schärfer heraus.

Gibt es dann aber überhaupt eine Lösung? Vielleicht kann uns ein Satz weiterhelfen, den Martin Luther einmal formuliert hat. Er heißt so: Unser Herz meint, da sei nichts anderes als nur nein und nochmals nein, aber das ist doch nicht wahr. Darum muß unser Herz umkehren und anfangen, Gottes tiefes, heimliches Ja über, in und unter dem Nein zu hören und mit festem Glauben zu fassen.

Zweierlei ist mir an diesem Satz wichtig:

Zunächst fällt einem auf, mit welcher Selbstverständlichkeit Luther von seiner eigenen Unsicherheit und Angst redet. Er macht kein Geheimnis daraus, daß er oft nicht nur um sich herum, sondern auch in sich drinnen nichts als nur nein und nochmals nein sieht. Er meint nicht, er müsse so tun, als ob er darüber erhaben wäre. Ich denke, das ist der erste Schritt zur inneren Sicherheit, daß wir zu unserer Unsicherheit stehen können, daß wir nicht meinen, es sei ein moralisches Versagen, unsicher zu sein, und wir seien nur dann respektable Menschen, wenn wir sicher und unerschütterlich dastehen. Viel Unsicherheit kommt genau daher, daß wir meinen, wir dürften nicht unsicher sein, und darum mit viel Mühe eine Fassade aufbauen und eine Maske vor uns hertragen.

Dann ist da das Zweite: Luther redet von einem »tiefen, heimlichen Ja« über, in und unter dem Nein. Er meint damit Gott in seiner Liebe, der trotz allem, was uns vor Augen steht, in der Tiefe und für uns nicht auf den ersten Blick sichtbar am Werke ist. Das Ja, sagt Luther, ist über und unter dem Nein. Es ist also so groß, daß es

dem Nein von allen Seiten Grenzen zu setzen vermag. Es ist aber auch mitten im Nein drinnen. Es ist also so stark, daß es sogar durch das Nein selbst hindurch redet. Und das ist vielleicht noch wichtiger: das tiefe, heimliche Ja macht es möglich, mit dem Nein zu leben, wie mit einem Hindernis, das zwar nicht beseitigt ist, das aber seine Bedrohlichkeit verloren hat. Unsicherheit und Angst werden nicht einfach weggefegt. Der Glaube ist nicht ein Vertrauen *ohne* Unsicherheit und Angst, sondern ein Vertrauen *in* der Unsicherheit und Angst.

Aber wie kommt es dazu, daß dieses tiefe, heimliche Ja anfängt zu reden? Das Problem ist, denke ich, nicht, daß es nicht redet, sondern, daß wir für eine so leise Stimme zu laut und lärmig leben und zu sehr mit uns selbst und unseren eigenen Plänen beschäftigt sind. Unser Herz muß umkehren, sagt Luther. Vielleicht ist diese Adventszeit die Gelegenheit, daß wir uns noch stärker darauf konzentrieren. Jedenfalls möchte ich Ihnen allen wünschen, daß sich dieses Ja unverrückbar in Ihren Herzen festsetzt.

7. Dezember 1985